

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

…'sche Leihbibliothek,
…sse Nr. 8. München.

Glöckchen und Schellen.

Heitere Erzählungen

von

Heinrich Smidt.

Berlin, 1860.
Verlag von Otto Janke.





Königin Elisabeth und ihr Hof,

oder:

Es bleibt Alles bei'm Alten.

Das Gesellschaftszimmer der ehrsamen Jungfrau Emerentia Grubenmeyer war behaglich eingerichtet und harrte der geladenen Gäste. Sie selbst verweilte noch bei der Toilette, aber ihre Nichte, die liebreizende Louise, welche in ihrem Hause als Gesellschafterin, Garderobenjungfer und höhere Magd fungirte, vereinte diese sich widerstrebenden einzelnen Theile zu einem harmonischen Ganzen. Sie führte dasselbe beneidenswerthe Dasein, welches alle armen Nichten führen, die bei einer eingebildeten, unverheiratheten Tante ein Asyl für das Leben gefunden haben.

Nach dem Tode des alten Anselm Grubenmeyer, der einen ansehnlichen Handel mit sogenannten kurzen Waaren sehr lange betrieben hatte, setzten sich seine Kinder, die nie sonderlich einig waren, in aller Gemüthlichkeit auseinander. Emerentia, die Erhaltende, Fördernde, die schon damals den Orden der Sparsamkeit zweiter Klasse mit Tausend-Güldenkraut zehn Mal verdient hatte, erstritt sich die lie-

genden Gründe, das Waarenlager, das Wohnhaus und die Gärten cum pertinentiis auf eine fast impertinente Weise. Sebastian, ihr jüngerer Bruder, der die Goldstücke nur darum liebte, weil sie ebenso rein und harmonisch klangen, als seine Verse, ließ sich mit einer ansehnlichen Baarsumme abfinden und pilgerte, sich reicher dünkend, als König Renée, mit einem Strauße am Hute, fröhlich singend aus der Philisterstadt, schüttelte den Staub von seinen Füßen und wanderte sehnsüchtig in den blühenden Lenz hinaus. Aber er vermochte nur, den Lenz zu besingen, nicht ihn zu fesseln. Als er nach einem Leben voll Täuschungen und Kümmernissen das früh ergraute Haupt zur Ruhe senkte, blieb ihm nichts, als das Kind seines Herzens, die einzige Blüthe eines kurzdauernden Liebeslebens.

Und dies Kind des Dichters war die reizende Louise, die in Tante Emerentia's Gesellschaftszimmer das Kaminfeuer schürte, die Falten in den rothseidenen Gardinen möglichst gerade strich und die um den Zuckerkorb summende Fliege mit unermüdlicher Geduld stets von Neuem zu verscheuchen strebte.

„Ich helfe Ihnen, Cousine," rief lachend ein junger Mann, der den kriegerischen Namen Hektor führte und bei dem heimischen Stadtgericht das friedliche Amt eines Actuars versah. Er gehörte im dritten oder vierten Grade zu der Sippschaft der Grubenmeyer und hatte daher die Erlaubniß, an den Gesellschaftstagen der Tante seine Aufwartung zu machen.

„Gefangen!" rief Hektor und sah Louise an, die verlegen lächelte. „Sie denken wohl, ich werde jetzt als

Actuar ein hochnothpeinliches Halsgericht über das arme Thier verhängen? Fehlgeschossen! Ich will es machen, wie Onkel Tobias in Tristram Shandy."

Er öffnete rasch einen Fensterflügel und sagte pathetisch:

„Fliege hin, Du armes, geängstigtes Thier, die Welt hat Raum genug für uns Beide."

Aber der rauhe Herbstwind brach von Außen herein, warf sich auf das Kaminfeuer, das knisternd umhersprühte, brachte die Lampen dem Verlöschen nahe und veranlaßte ein sehr bedenkliches Knurren des Mopses, der aus seinen harmlosen Träumen, die von Zwieback und süßer Sahne handelten, unerwartet aufgescheucht wurde.

In diesem kritischen Moment trat Tante Emerentia Grubenmeyer in das Zimmer.

„Mon Dieu, was geht hier vor? fragte die Dame, nicht sonderlich von dem erbaut, was sie gewahrte."

Hektor eilte herbei, ihr die Hand zu küssen und entgegnete:

„Nichts, als daß ich versuchte, dem guten alten Onkel Tobias nachzuahmen, so viel dies in meinen Kräften steht."

„Wir haben in der Familie nie einen Onkel Tobias gehabt, sondern nur einen Onkel Sebastian und Diesem nachzuahmen, ist nicht besonders empfehlenswerth."

„Liebe Tante ....!" sagte Louise und streckte flehend die Hände nach ihr aus.

„Schon gut. Ich beobachte stets die Egards, selbst wenn sie nicht an ihrer Stelle sind. Aber, wenn man mit Gewalt an Dinge erinnert wird, die man nur zu gern mit dem Mantel der Vergessenheit deckte, muß wohl

das allzu volle Herz überlaufen. Wie ständest Du jetzt da in der Welt, wenn Dein Vater bei Haus und Hof geblieben wäre? Geachtet und geehrt....."

„Der äußern Ehre kann ich entbehren," sagte Louise aufwallend. Und nie habe ich etwas gethan, das mich der allgemeinen Achtung unwerth machen könnte."

Das Gesicht der Tante zog sich bedenklich in die Länge. Aber Hektor stand, als pünktlichster Schutzgeist bereit, den drohenden Blick abzuleiten, indem er dem knurrenden Mops einen so kräftigen Nasenstüber gab, daß dieser heulend vom Sopha sprang.

„Bon Dieu!" schrie die Tante, dem armen Thiere zu Hülfe eilend. „Was ist geschehen?"

„Der Mops hat mich auf den Fuß getreten! entgegnete Hektor, auf einem Beine im Zimmer umhertanzend. „Ich hätte nie geglaubt, daß ein so kleines Thier eine so große Kraft besäße."

„Verläumdung! schrie die Tante. „Mein schuldloses Thier thut Keinem etwas. Hier, Du armes Geschöpf, ein Stückchen Zucker. Wenn irgend Jemand getreten ist, warst Du es. Louise, wo hast Du Auge und Ohr, daß Du nicht nach der Wunde des armen Thieres siehst?"

„Es ist ganz unverletzt, Tantchen!" rief der Actuar. „Und auch meine Schmerzen fangen an, sich zu verlieren. Allgemeine Amnestie für mich und alle übrigen bekannten und unbekannten Sünder. Ich will dafür auch den ganzen Abend ausnehmend artig sein."

„Das wird der Gesellschaft, in welcher Sie sich befinden, sehr angenehm sein," entgegnete Tante Emerentia spitz. „Hier können Sie diese Probe Ihrer Besserung

nicht ablegen, da heute ausschließlich Damenzirkel ist, was Sie billig von selber wissen sollten."

„Das bedaure ich auf das Schmerzlichste. Aber an Gehorsam gewöhnt, trage ich mein herbes Leid mit Geduld und bitte ehrerbietig um Urlaub."

„Er ist Ihnen in der ausgedehntesten Weise gewährt," entgegnete die Tante, „und ich hoffe, daß Sie von meinem Geschenke nicht das Geringste unbenutzt lassen, Cousin."

„Ich bin von dieser neuen Tugend, die ich an Ihnen entdecke, im erhöhten Grade bezaubert, gnädige Tante. Auch die Freigiebigkeit soll fortan nicht fehlen in dem Hause der Fiesker."

Er empfahl sich der Tante, die sich unwillig den Handkuß verbat und flüsterte im Hinausgehen Louisen zu:

„Von Ihnen habe ich weder Urlaub erhalten, noch genommen. Ich sehe Sie bald wieder."

„Gott gebe es!" dachte Louise und Tante Emerentia machte sich bereit, dem armen Mädchen eine lange Vorlesung über die Verderbtheit der Männer im Allgemeinen und über die des Actuars in's Besondere zu halten, als es zum Glücke klingelte und Louise hinauseilte, um die Gäste zu empfangen.

Und sie kamen, Eine nach der Andern, die hohen Mitglieder des Kränzchens, die Elite der Damenwelt von Hüttenau. Zuerst Jungfrau Seraphine Westhauch, die jugendliche Sylphide, vor ungefähr zwanzig Jahren aus dem hochfürstlichen Balletcorps mit Pension entlassen und jetzt nominel vortanzende Amorette bei den Ballfesten der Ressourçe. Ferner das Fräulein Johanna Bogenfenner, die zwei Ursachen zu ihrem Hochmuth hatte, näm-

lich ihre Namensähnlichkeit mit der Jungfrau von Orleans und ihren Oheim, den pensionirten Schützen-Major, der in irgend einer Schlacht, deren Namen ihr stets entfallen ist, dem jüngsten Prinzen des Hauses das Leben rettete, während Sich Seine Durchlaucht damals noch in einem so zarten Alter zu befinden geruhten, daß Sie keinen andern Krieg führten, als mit dem Hofgärtner, der die Pfirsiche an den Spalieren mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigte.

Gleich nach ihnen kam Magisters Lottchen, die an jedem Gesellschaftstage, deren sie wöchentlich sieben hatte, mit stets lachendem Munde irgend einem unglücklichen Opfer von ihrem Vormunde erzählte, der ein geladenes Pistol in der Tasche trage, um damit denjenigen, der noch dummer sei, als er, niederzuschießen. Die ebenfalls anwesende Honorie Schulzenberger, Lottchens stete Begleiterin, ermangelte bei dieser Gelegenheit nie, ihrer Nachbarschaft zuzuflüstern, wie ihr Vater, welcher in der städtischen Registratur für die Conservirung des Actenstaubes redlich gewirkt, mit gefaltenen Händen ausgerufen habe: „Herr Gott, da ist man ja seines Lebens nicht sicher.“

Jungfrau Emerentia Grubenmeyer hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als diese und die übrigen eintretenden Damen mit den süßesten Redensarten zu empfangen und Louise zu ermahnen, die erfrornen Gäste mit eben so süßen Thee zu erquicken. Aber die Damen wollten das liebe Kind nicht belästigen, da sie selber ihr Maaß an Zucker und Sahne am besten kannten. Sie knixten sich allmählig zur Theekanne heran, und Manche benutzten die Gelegenheit, um, von ihrem eigenen Schlagschatten gedeckt, einige Tropfen belebenden Marasquin

oder Arrac mehr, als sonst üblich, in die selbst bereitete Tasse fließen zu lassen.

Endlich waren Alle versorgt. Die Strickstrümpfe, die Filetnadeln und die Zungen wurden in Bewegung gesetzt und die Maschen fielen mit dem lieben Nächsten um die Wette, — die Ersteren, um wieder aufgenommen zu werden, die Letzteren, um liegen zu bleiben.

„Aber, wo bleibt denn unsere Lätitia Graspelmann?“ fragte die Dame des Hauses und plötzlich bemerkten Alle, daß die Krone des Zirkels fehle, während sie im Stillen dachten, es schade gar nichts, denn mitunter sei das immerwährende Schnattern dieser alten Gans unerträglich.

Da riß Jemand draußen an der Klingel, so lange und scharf, daß der Ton derselben schrillend durch das Zimmer flog.

„Das ist die Graspelmann!“ rief Tante Emerentia ahnungsvoll. „Gott gebe es gnädig!“

„Die Graspelmann! Die Graspelmann!“ stimmten die Damen ein und erhoben sich unwillkührlich von den Stühlen. Louise eilte nach der Thür, um den späten Gast zu empfangen. Aber schon auf der Schwelle trat ihr Lätitia Graspelmann entgegen. Mit Mantel, Hut und Muffe beschwert, wankte sie bis in die Mitte des Zimmers und sagte mit matter Stimme:

„Einen Sessel! Entmufft mich!“

Louise rollte ihr einen Lehnstuhl hin und löste das Hutband. Eine andere Dame nahm die Muffe, eine Dritte den Mantel. Eine Vierte brachte den Thee und die Wirthin reichte mit einem süßen: „Hier, liebe Graspelmann“ das mit fleurs d'orange geflüllte Flacon. Nach dieser

aufregenden Scene geschah das Unerhörte. Es herrschte in dem Zimmer, wo mehr als zwölf Damen anwesend waren, eine minutenlange Todtenstille.

Aber wie nach einer kurzen Erschöpfung der Nordweststurm sich desto wilder auf die verdutzte See wirft, kehrte auch das Leben mit verdoppelter Kraft in diese Versammlung zurück und die Beredsamkeit ergoß sich in einen breiten, unaufhaltsamen Strom, der nicht enden zu wollen schien.

„Um Gotteswillen, beste Graspelmann!“

„Ich bin bis zum Tode erschrocken, theure Lätitia!“

„Sammeln Sie sich doch, verehrtes Fräulein!“

„Was ist Ihnen geschehen?“

„Sie hatten doch keinen Verdruß mit Ihrem Verwalter? Warum vertrauen Sie auch einem jungen Menschen solchen wichtigen Posten an?“

„Sie spannen uns auf die Folter!“

„Reden Sie doch, Verehrteste!“

„Sollte der Schreck ihr die Sprache geraubt haben?“

„Könnte ein solcher Verlust bei ihr möglich sein?“

„Ich sterbe schon bei dem Gedanken daran.“

„Trinken Sie noch einen Tropfen Thee.“

„Meine Furcht wächst mit der Minute.“

„Sie sieht, daß wir vor Angst vergehen und die Grausame schweigt noch immer.“

„Die Aermste! Sie hat gewiß den Starrkrampf, wie Don Gaspard im Titan.“

„Reden Sie! Reden Sie!“

„Ja, ich will reden!“ sagte Lätitia Graspelmann, sich plötzlich erhebend und Alle fuhren vor dieser unerwarte-

ten Bewegung zurück. „Setzt Euch und hört mich an. Aber das sage ich Euch im Voraus: Es wird sich Euch das Haar auf dem Kopfe sträuben.“ Und dabei legte sie den Arm auf die Lehne des Stuhls und nahm eine Haltung an, wie Moritz Rott im Wallenstein, wenn er dem Terzky und dem Illo seinen Traum erzählte.

Mit einem Ausrufe des Entsetzens flogen Alle an ihre Plätze und blickten voll Furcht auf die Sprecherin. Nur die Namensschwester der Jungfrau von Orleans bewährte auch hier den angebornen Familienmuth und lächelte in stiller Todesverachtung. Sie wußte nur zu gut, daß sich ihr Haar nicht sträuben werde, denn sie trug eine Tour.

„Hier ist ein Brief,“ sagte Lätitia Graspelmann mit einer gemessenen Feierlichkeit und entfaltete denselben mit Würde. „Er kommt von meiner Schwester, der Amtsräthin, die, wie Sie wissen, in Finsterburg ansässig ist. Unerhörtes hat sich dort begeben. Eine Verschwörung ist entdeckt. Man beabsichtigt nichts Geringeres, als den Untergang des ganzen weiblichen Geschlechts.“

„Horrible!“ rief Emerentia Grubenmeyer.

„Horrible“ secundirten die Uebrigen und Johanna Bogensenner schwang die Filetnadel, als sei sie das zurückgeschickte Schwerdt des Connetable, durch welches ihre Namensschwester nicht siegen sollte. Jene fuhr fort:

„Das Handelshaus Rohrmark und Dornbein — o, nur in einer Krämerseele konnte ein so teuflischer Gedanke wuchern! — steht an der Spitze eines Vereins, der sich den Klubb der freien Männer nennt, und nichts Geringeres beabsichtigt, als die wenigen Rechte, die wir armen Geschöpfe noch haben, zu vernichten und uns den Män-



nern als willenlose Sclaven unterzuordnen. Bei Tische ißt die Frau nicht eher, als bis sie den Mann bedient hat. Sie muß kochen, was ihm schmeckt. Auf der Promenade geht sie ihm zur Linken, oder er rennt drei Schritte voran. Will die Frau eine Kaffeegesellschaft bei sich sehen, ist der Mann erst um Erlaubniß zu fragen. Haushälterinnen, Wirthschaftsmamsells und dergleichen Chargen giebt es nicht mehr, sondern nur Köchinnen und Mädchen für Alles. Junge Verwandte des Hauses, Cousins, oder welchen Grades sonst, erhalten keinen unbedingten Zutritt mehr. Das Amt eines Hausfreundes fällt ausschließlich dem Manne zu und legt sich in dieser Eigenschaft derselbe den Titel eines Haustyrannen bei."

Bis dahin hatte der ehrsame Zirkel den gerechten Unwillen, wenn auch nur mit Widerstreben, zurückgehalten. Aber nun durchbrach er alle Schranken und ergoß sich in entsetzliche Verwünschungen; ein breiter, reißender Strom, der alle schützende Dämme wie Maulwurfshaufen niederwarf.

„Nein! Es ist nicht möglich!" lispelte Seraphine, die unwiderstehliche Sylphide. „Das sollten Männer thun? Männer, die — o, eine schüchterne Jungfrau sollte nicht mit so zarten Dingen prahlen! — Aber das können nicht Männer thun, die zu meinen Füßen schmachteten, und mit unermüdlicher Geduld an meinem Triumphwagen ziehen."

Schon, lange nicht mehr! „flüsterte Magisters Lottchen und ihre Nachbarin, Honorie Schulzenberger entgegnete:

„Wer das glaubte, verdient wirklich von Ihrem Vormund erschossen zu werden."

„Nehmen Sie es ernsthaft, Mesdames. Es ist hier keine Zeit zum Scherzen!“ ermahnte Lätitia Graspelmann und warf einen strafenden Blick auf die ihrer fernsten Vergangenheit denkenden Sylphide. Unsere Schwestern sind unterdrückt. Sie schmachten unter der Willkühr ihrer Tyrannen. Dürfen wir das zugeben?“

„Nein! nein!“ riefen Alle, wie aus einem Munde und Johanna Bogensenner sagte pathetisch:

„Wir wollen ihnen zu Hülfe eilen. Wir rüsten uns zu einem Zuge nach Finsterburg, wie vor Jahren die Berliner nach Wien. O, meine theuern Schwestern, lassen wir in Finsterburg unser Licht leuchten.“

„Und unterdessen daheim Alles zu Grunde gehen?“ fuhr Lätitia Graspelmann zu der aufhorchenden Gesellschaft fort. „Räumen wir bei uns selber auf. Es ist hohe Zeit.“

Ein electrischer Schlag durchzuckte die Versammlung. Die Rednerin sprach weiter.

„Ist der böse Geist der Neuerung nicht auch schon in unsere Stadt gedrungen? Hat mir mein Bruder nicht heute früh mit dem Kaffee zugleich die Nachricht servirt, daß die Finsterburger ganz gescheute Leute wären und daß die Hüttenauer daran ein Beispiel nehmen müßten? Ist das deutlich genug? Mein Bruder ist ein unerträglicher Schwätzer, aber uns hat er einen wesentlichen Dienst geleistet, denn er hat uns das schwarze Vorhaben der Männer im Voraus verrathen. Jetzt können wir uns vorbereiten.“

„Und den Angriff zurückschlagen!“ sagte Johanna mit Feuer.

„Dann fangen Sie nur bei sich zu Hause an,“ er-

wiederte die Graspelmann spitzig: „Ihr Oheim, der Schützen-Major, der backenbartfärbende Prinzenretter, ist eben das Haupt der Rebellen und auf dem Rathhause wird das Complott geschmiedet. Darum müssen wir vorbeugen, Mesdames, wirksam vorbeugen und ich ermahne Sie, mit Ihren Rathschlägen nicht zurückzuhalten."

Und sie thaten es auch nicht. Es kamen so viele Rache- und andere Pläne zum Vorschein, daß es einer Legion Frauen und einer Mandel Jahre bedurft hätte, um sie zur Ausführung zu bringen. Nur die alte Wirthin des Hauses schwieg. Sie saß in ihrem Sessel, das Haupt auf die Seite geneigt, nachlässig mit der Schnupftabacksdose spielend, anscheinend gedankenvoll und doch gedankenlos, allmählich die verführerische Stellung einnehmend, in welche man sich kurz vor dem Beginne des Mittagsschläfchens befindet. Als endlich die Damen, nicht aus Ueberzeugung, genug gesprochen zu haben, sondern aus Erschöpfung, schwiegen, erhob sie sich, wie von einem magnetischen Traume inspirirt, und deutete mit einer Handbewegung an, daß sie zu sprechen begehre. Alle horchten auf.

„Nicht mit Gewalt," sagte die edle Herrin des Hauses, „ziemt es uns, den Feind zu besiegen. Gewalt ist Rohheit und diese beleidigt das zarte, leichtverletzliche Geschlecht. Wir greifen zur List und wir siegen."

Alle, außer Johanna Bogensenner, die schon einen Plan zur Bekämpfung ihres Oheims, des Schützenmajors gemacht hatte, klatschten Beifall und Emerentia Grubenmeyer fuhr fort:

„In demselben Augenblicke, wo Jene damit umgehen, uns zu unterwerfen, müssen wir sie zwingen, sich zu

unsern Füßen zu schmiegen und das kann nur geschehen, wenn . . ."

Sie brach plötzlich ab und fragte mit einiger Hast querfeldein:

„Haben die Damen den Kenilworth gelesen?"

„Ja!"

„Haben Sie die Maria Stuart gesehen?"

„Ja!"

„Dann wissen Sie Bescheid."

Verneinendes Murren.

„Kenilworth und Maria Stuart!" fuhr die Rednerin fort. „Frauenzimmer in höchster Potenz. Ahmen wir ihnen nach."

Ein Ruf des Staunens erhob sich in der Versammlung.

Emerentia Grubenmeyer zuckte mitleidig mit den Achseln ob der Einfalt ihrer Gäste, die nicht einmal im Stande waren, ihre Gedanken zu errathen, geschweige, sie zu bewundern, und sagte:

„Ist es nicht Sitte, so lange es in Hüttenau eine Ressourçe giebt, daß die Männer auf allen Bällen, und bei sonstigen Festlichkeiten uns die Honneurs machen? Und ist es nicht ferner Gebrauch, daß die Damen alljährlich ein Fest geben, wobei wir das Amt der Wirthinnen übernehmen, und Alle, die unsere Wirthe waren, als unsere Gäste empfangen und bedienen? Wohl! Unser diesjähriges Fest, das wir beliebig anberaumen können, sei der Moment einer entscheidenden Demonstration. Eine Unabhängigkeits-Erklärung! Eine Emancipations-Bill! Wir bringen Walter Scott und Friedrich von Schiller zu Ehren, indem wir die Figuren ihrer Dichtungen zu

einem Maskenfest benutzen, welches wir „Königin Elisabeth und ihr Hof“ nennen.“

Ein anhaltendes Applaudiren ertönte und verschlang die Stimmen der Hausmagd, welche durch die Thüre wisperte:

„Mamsell Louise, der Conditor ist da, mit den Baisers.“

Aber Louise hatte den Ruf doch vernommen. Sie ging hinaus und sah, wie der Conditorbursche die Schüssel mit den Baisers sorglich aus dem verhüllenden Korbe nahm und auf den Anrichtetisch setzte. Sie wollte Einwendungen machen, weil die Tante dergleichen nicht bestellt habe und hier nothwendig ein Irrthum stattfinden müßte. Aber ehe sie Worte fand, fiel ihr der Conditor um den Hals und sagte fröhlich:

„Herzensmädchen, da bin ich!“

„Hektor!“ rief sie. „Welche Verwegenheit.“

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich von Dir weder Urlaub verlangte noch erhielt! Ich wollte Dich sehen, um Dir für heute eine gute Nacht, und für morgen einen fröhlichen Tag zu wünschen. Aber warum ward denn eben so furchtbar applaudirt?“

Louise erzählte ihm Alles, was vorgefallen war und Hektor entgegnete ihr lachend:

„Herrlich! Ich spiele mit!“

„Als Spion?“

„Nein. Als Servant of the queens revels. Weiß mein holdes Louischen nicht, daß William Shakespeare ein solcher Servant, einer der Hofschauspieler der jungfräulichen Königin war? Und darf der Erzschelm fehlen, wo Elisabeth weilt? Shakespeare und Elisabeth! Altenglands zwiefache Unsterblichkeit.“

Da erschallte die Glocke im Gesellschaftszimmer und Louise rief erschrocken:

„Mache, daß Du fortkommst, ehe die Tante Dich hier in der Küche findet.“

Ein flüchtiger Händedruck, ein noch flüchtigerer Kuß und Hektor war zur Thür hinaus. Louise aber nahm beklommenen Herzens die Schüssel und ging hinein, von der Tante wegen ihrer Saumseligkeit hart angelassen.

„Ich habe nur den Conditor abgefertigt, der die Baisers brachte, liebe Tante,“ entgegnete sie schüchtern und setzte die verführerische Schüssel mitten auf die Tafel.

„Baisers? Woher kommen sie?“

„Ich weiß es nicht, liebe Tante. Der Bursche, welcher sie brachte, sagte, daß die Dame, welche sie bestellte und bezahlte, befohlen habe, sie präcise neun Uhr hier abzugeben, dann wäre Alles richtig und die Herrschaften möchten sich nur den Kopf nicht zerbrechen.“

Ein stilles Staunen herrschte in der Versammlung. Eine sah auf die Andere, denn Keine hielt Eine solcher verschwenderischen Großmuth fähig. Endlich erhob sich die Wirthin und sagte lächelnd:

„Das ist der zarte Sinn, der uns Frauen beseelt. Eine unserer Genossinnen hat uns diese kleine Ueberraschung bereitet; aber sie ist viel zu discret, es gerade heraus zu sagen. O, daß sie sich doch errathen ließe.“

Alle blieben still; aber jede Einzelne gab sich die erdenklichste Mühe, in ihre Mienen den Ausdruck zu legen, daß sie es sei, der man diese süße Spende verdanke.

„Sei es denn!“ entschied Emerentia Grubenmeyer und ergriff den schönsten der Baisers. „Bleibe sie in

ihrem Incognito, doppelt schön durch ihre Bescheidenheit. Aber ein Anerkenntniß soll ihr doch nicht fehlen. Folgen Sie meinem Beispiel, Mesdames. Ich esse dies auf ihr Wohl."

„Wir essen mit!" antworteten Alle, rasch zugreifend, womit der Inhalt der Schüssel und die Feier des Abends zugleich erschöpft waren.

Das von Finsterburg aus strahlende Licht des freien Männerthums verbreitete seinen zündenden Strahl und warf auf die ritterlichen Helden von Hüttenau einen hellen Schein. Jeder von ihnen, ob Ehemann oder Junggeselle, hatte etwas von einem Seil gespürt, das, ähnlich dem des Groß-Inquisitors, lang, doch unzerreißbar sei. Wenn er es auch nicht sah, fühlte er doch ab und zu dessen fesselnde Gewalt. Und nun galt es, sich dieser Last zu entledigen.

An der Spitze der Verschwörer stand der Schützen-Major, mit dem Beinamen der Prinzenretter, der verwegene Bogenſenner mit dem gewichsten Schnauzbart auf der Oberlippe. Ihm folgte der klapperdürre Leipziger Magister Wendle, welcher als Rektor des Gymnasiums der Hüttenauer Jugend das Typto einbläuete, wenn sie sich ungebührlich an das Amo wagten.

„Herrjes, Majorchen, da könnte ich bei der Gelegenheit recht scheen meine Base loswerden, was mer ganz recht wäre," sagte der Rektor, indem er sich dem Freunde gegenüber an den Tisch niederließ. „Das kleene sakkramentische Ding lacht immer, wie der pausbackige Posaunenengel über der Orgel, aber eegentlich hat sie doch 'nen Schelm im Nacken."

„Jagt mich den Schelm fort!“ sagte der Kriegsmann und leerte sein Glas in einem Zuge. Gott verdamme mir, wenn ich es mich gefallen lasse. Heda! Noch 'nen Schoppen. Meine Nichte darf mich solche Sperencien nicht vormachen. Courage hat die Dirne mehr, als so 'n Weibsbild braucht, aber das Gnurren und Mukschen hilft sie doch nichts.“

„Ja, ja, Majorchen, schmunzelte der Rektor.“ Jedermann auf der Nachbarschaft, zehn Häuser rechts und links, weiß, was bei Ihnen die Glocke geschlagen hat, wofür Sie ja auch die gute Pension beziehen. Und dar dermit gut, wie wir zu Hause zu sagen pflegen.

Der Wirth des Rathskellers, ein gutmüthiges, kugelrundes Männchen, brachte den befohlenen Wein:

„Hier ischt das Schöpple! Und drauße im rothe Zimmer gehts alleweile luschtig her.“

„Rapportire Er mir!“ sagte der Major. „Richtet Euch! Wird's bald?“

„Das Actuarle ischt kumme! der spaßhafte junge Mensch, der immer so viele Narrenspoßle treiben thut.“

„Die ich mich verbitte!“ sagte der Major mit einem grimmigen Blick.

„Er verbittet sie sich erscht recht, aber die Weiber thunsch doch!“ lachte der Wirth.

„Was thut das Weibervolk, zum Donnerwetter?“ fluchte ungeduldig der Major.

„Sie wolle unsch das Schürzle umbinde!“ sagte komisch seufzend der Wirth.

„Hannibal ante portas!“ rief der Actuar, die Thür aufreißend.

„Der Hannibal!“ schrie der Rektor vom Stuhl aufspringend. „Wie kommt denn der alleweile nach Hüttenau? Das ist ja ein wahrer Teufel.“

„Ja wohl ein Teufel!“ fuhr Jener fort. „Aber, Rektor, dieser Teufel hat den Faust gelesen und erscheint in der Gestalt einer verführerischen Helena. Männer von Hüttenau, unser letztes Stündlein hat geschlagen, wenn wir nicht heldenmüthig für unsere Freiheit kämpfen. Der Tag des Damenkränzchens rückt heran und dieser Tag soll unsere Bartholomäusnacht werden.“

„Aber mer sind ja keene Hugenotten!“ schrie der Rektor.

„Verfluchtes Complott!“ brummte der Schützen-Major. „Man erzähle mich, was man noch weiß.“

„Ein großes Maskenfest wird veranstaltet, worin alle Personen vorkommen, die zur Zeit der großen Königin Elisabeth gelebt haben. Die Damen erscheinen im vollen Costüm und Jede von ihnen wählt sich im Voraus einen Cavalier, der ebenfalls im Costüme der Zeit erscheinen muß. Schon werden die Rollen vertheilt. Herr Rektor, haben Sie nicht hinter Ihrem Garten einen kleinen Kahn?“

„Den eenzigsten in ganz Hüttenau,“ entgegnete dieser. „Aber er schwimmt nicht immer, voraus wenn die Mühlen geschützt sind.“

„Da gehts Wasserle aus!“ lachte der Wirth.

„Dafür,“ sagte der Actuar, „erscheint der Herr Rektor als der Lord-Großadmiral Lord Howard, der des Reiches Flotten führt. Sie, Herr Major sind ein so tapferer Mann, daß man Sie zum Grafen Essex ernannt hat. Derselbe Essex, wissen Sie, dem der Kopf abgeschlagen wird.“

„Das verbitte ich mich!“ schrie der Schützen-Major und griff nach seinem Schädel.

„Noch sitzt er fest,“ beruhigte ihn der Actuar. „Und damit er, sammt den unsern fest bleibe, müssen wir uns zusammen nehmen. Hört mich, Männer. Wie die Damen als Herzoginnen und Gräfinnen uns bei dem Feste behandeln, so wollen sie uns von jetzt ab stets behandeln. Das ist die endliche Pointe des feinen Complotts. Sie bemerkten, daß die Damen etwas von unserm Vorhaben merkten. Nehmen wir das als ein Merkzeichen für unser künftiges Handeln und seien wir aufmerksam.“

„Machen Sie doch nicht so schauderöse Wortwitze!“ schalt der Rektor. „Das ist ja ein abgebleichter Saphir.“

„Und doch leuchtet es oft wie Rubinen!“ sagte der Actuar lachend und fixirte die Nase des Rektors. Ernsthaft, Ihr Herren. Es geht uns an den Hals. Wir müssen uns unserer Haut wehren, so gut wir können.

Das begriffen sie, und als die Gesellschaft spät auseinander ging, fest entschlossen, nicht einen Zoll breit von der geraden Linie zu weichen, gab es Viele unter ihnen, die sich auffallende Schwankungen zu schulden kommen ließen.

Das Festprogramm war erschienen und die Kritik trat in ihre Rechte. Zwölf Damen hatten um die Elisabeth geloost und eilf davon waren vor Wuth außer sich, weil die zwölfte die höchste Nummer zog. Emerentia Grubenmeyer war die Glückliche, die von einer jungfräulichen Fabrikbesitzerin zur jungfräulichen Königin eines Fabriklandes erhoben wurde.

Die Dame, welche nie gezittert, wußte sich auch jetzt

zu fassen und ernannte die Großen ihres Reiches, so Damen als Herren, um dadurch ihre Herrschaft dauernd zu befestigen, denn sie hatte den erhabenen Zeitgedanken begriffen, daß die Monarchie nur sicher auf den Säulen einer starken Aristokratie ruht. Bald gab es in ganz Hüttenau keine Beamten, Fabrikanten und Handwerker mehr, sondern nichts als Herzöge, Viscounts, Marquis und Peers stolzirten in den Straßen auf und ab. Verschwunden waren die Meyers und Schmidts, die Müller's und Schulzens, die Lehmänner, Naumänner und alle andern Männer. Sie zogen sich zurück vor den Leicester's, Burleigh's, Sussex, Essex und andern Ecken und Kanten der höchsten Gesellschaft. Aber ein Anblick der seltensten Art bot sich dar, als am Abend vor dem großen Feste die Gräfinnen von Norfolk und Nottingham, die Viscountes Westmoreland, die Herzogin von Gloster und die Marquise von Bedford auf dem Wochenmarkte erschienen und sich von ihren zu Kammerdamen avancirten Hausmägden begleiten ließen.

Nur zwei ressourcenfähige Menschenkinder gab es in ganz Hüttenau, die von dem Feste gänzlich ausgeschlossen wurden. Die Eine war Louise. Diese sollte eigentlich als jüngste Ehrendame einrangirt werden, um die Schleppe und die Launen der strengen Gebieterin zu tragen und zu ertragen. Als sie aber zur Probe das ihr bestimmte Costüm anlegte und von dem zarten Madonnenköpfchen die blonden Locken auf die blaßrothe, silbergestickte Sammetrobe herabringelten, sagte Tantchen nach einer Pause ernsten Nachdenkens mit jenem königlichen Air, das sie sich seit der Wahl aneignete:

„Dumme Gans! Keine Tournüre, keine Haltung! Blamiren will ich mich nicht! Du bleibst zu Hause.“

Eine Entscheidung, die alle andern Mädchen zur Verzweiflung gebracht haben würde, ließ Louise ziemlich gleichgültig, denn auch Hektor war von der Tante mit keiner Stelle bedacht worden und es winkte ihr ein Abend, den sie ungestört mit dem lieben Jugendfreunde zubringen konnte.

Hektor lachte: „Wir werden gewiß beisammen sein, wenn auch nicht in der Art, wie Du es Dir denkst. An Alles haben die Leute gedacht, und doch haben sie, wie es so unpoetischem Volke wohl zu gehen pflegt, die Poesie vergessen. Was ist Elisabeth, was ihr ganzer Hof, ohne Shakespeare? Ich werde dieser Shakespaere sein.“

„Du?“ fragte Luise ungläubig.

„Habe ich es Dir nicht schon gesagt? Servant of the Queens revels. Und Du wirst mich begleiten.“

„Aber als was denn?“

„Ich rufe den Meister Zauberer, den Ludwig Tiek, der mich für Deutschland wiedergeboren hat. Durch sein geniales „Dichterleben“ schlingt sich, wie ein goldener Faden, der schöne, mädchenscheue und doch liebesmuthige Ingeram, das Musterbild unschuldiger Kindlichkeit und reizenden Uebermuthes. Das bist Du. Wir wollen vereint der Tante einen Possen spielen. Welchen, weiß ich zwar noch nicht, aber der Spuck soll ihr die Krone auf einige Zeit verleiden. Muth, Lieschen. Ich bin schon lang in Shakespeare aufgegangen und nicht umsonst ist das Fest am „heiligen Dreikönigsabend,“ den ich so meisterhaft gedichtet. Die Tante macht zwar „Viel Lärmen

um nichts“ und meint, indem sie uns bei Seite schiebt: „Der Liebe Mühe ist umsonst.“ Ich aber denke „Wie es Euch gefällt“ errege einen furchtbaren „Sturm,“ der alles auseinandersprengt und bereite uns Beiden einen blüthenduftenden, mondbeglänzten „Sommernachtstraum.“ Was sagst Du dazu?“

„Was Ihr wollt!“ entgegnete Luise lachend, in seinem Sinne fortfahrend und Hector drückte sie mit einem „Ende gut, Alles gut“ an seine Brust. Darauf rannte er fröhlichen Herzens in die Session, gab ein Aergerniß allen ehrsamen Räthen, die sich nicht genug über den quecksilbernen Actuar wundern konnten, der bei den ernstesten Verhandlungen stets vor sich hin lachte und vor Ungeduld auf dem Stuhl hin und her rutschte.

Die Sitzung war schon seit einer geraumen Zeit geschlossen, aber der Actuar hatte das Rathhaus noch immer nicht verlassen. Der ruhelose Springinsfeld war plötzlich ein besonnener, seßhafter Mann geworden. Er war in das Archiv getreten, um nach einem alten Schriftstück zu suchen, das nirgends zu finden war. In der wachsenden Ungeduld durchwühlte er den ganzen papiernen Wust von unterst zu oberst. Endlich fiel das ersehnte Actenstück in seine Hände und aus demselben schaute ein Dokument hervor, das er zwar nicht suchte, das aber bei näherer Prüfung ein brennendes Roth auf seine Wangen jagte:

„Ich habe es! Dank Dir, William! — Ich soll nicht mitspielen, gnädige Tante? Nun will ich erst recht dabei sein und

„das Schauspiel sei die Schlinge
In die der König sein Gewissen fängt!“

Theurer Hamlet! Was Dir bei Deinem König „Oheim“ gelang, soll mir bei meiner Königin Tante nicht mißlingen. Ich bin mit mir zufrieden.“

Und triumphirend kehrte der Actuar in seine Wohnung zurück.

Endlich kam der langersehnte und lange gefürchtete Tag heran. Ersehnt von den Weibern, die nicht früh genug die souverainen Gelüste, die in ihnen schlummerten, befriedigen konnten; gefürchtet von den Männern, denen das Herz statt in der Brust, am Rockschoß hin und her zitterte, wie ein Kammerherrenschlüssel und die schon damals keinen eigenen Willen mehr hatten, als noch der Wille ihrer Frauen ihnen unterthänig war.

Die Abenddämmerung brach herein. Wie durch eine stille Verabredung brannten auf jedem Heerde und in jedem Kamine mächtige Kohlenfeuer, um der Stadt eine englische Atmospäre zu geben. Und als hätte der Himmel sein höchstes Wohlgefallen an diesem Scandal, senkte sich mit der untergehenden Sonne ein dichter Nebel auf die Gegend herab, so daß man nicht zehn Schritte weit vor sich hinsehen konnte. In der Küche der Ressource schmorten einige umfangreiche Rostbeefs, wie solche dem goldenen Zeitalter des lustigen Englands würdig waren. In den Krügen schäumten Porter und Ale. Die Küfer fluchten nur God’ dam und die Kellner sagten Yes. Genug, ganz Hüttenau war Altengland.

Es schlug sieben Uhr. Die Flügelthüren des Saales öffneten sich und die auf den Tribünen und Gallerien befindlichen Zuschauer brachen in ein bewunderndes Ah! aus, als die ihnen wohlbekannten Stadtpfeiffer, mit

großen Schnauzbärten versehen und in purpurne Wämser gesteckt, eine schmetternde Fanfare blasend, eintraten und sich zu beiden Seiten des Thrones aufstellten, über dessen vergoldeten Sessel sich ein himmelblauer Baldachin wölbte. Nachdem ein bunter Schwarm von Hofherren und Damen von allen Seiten eintraf und Herolde die Ankunft der glorreichen Majestät verkündeten, erschien Emerentia Grubenmeyer als Königin Elisabeth mit der Krone auf dem Haupte, gefolgt von dem Schützen-Major, der sich in den Grafen Essex, genannt das Schwerdt von England, umgewandelt hatte. Unmittelbar auf Ihre Majestät folgte die emeritirte Tänzerin, Fräulein Seraphine Westhauch, als jugendliche schöne Rutland, geführt von dem achtbaren Magister der Universität an der Pleisse, der seine Würde als Reichsadmiral dadurch versinnlichte, daß er ein aus Pappe und Goldschaum zierlich gebildetes Miniatur-Galion als Trophäe an sein Barret befestigt hatte. Johanna Bogensenner, die kühne Hirtenjungfrau, erschien als stolze und intriguante Gräfin Nottingham und warf zerschmetternde Blicke auf ihren Cavalier, den der in Zahlen ergraute zaghafte Stadtkassenschreiber Pfingstmüller, in der Person des gewandten, schlauen, ritterlichen, kühnen Sir Walter Raleigh repräsentirte. Rectors Lottchen, die stets zungenfertige Repräsentantin dreißigjähriger Backfisch-Naivetät versinnlichte die marmorkalte, junonisch-prächtige Gräfin von Norfolk und ihr Großoheim, der kleine Böttchermeister Deissel, jetzt Rentier, begleitete sie in der Maske Robert Leicesters, der der entschiedene Günstling zweier Königinnen war. Ihr folgte, als unzertrennliche Gefährtin und stetes Echo,

Honorie Schulzenberger, die eigenwillige, unerschütterliche Lady Ellen Warwick, die Großnichte des schwarzen Douglas. Ihr jüngerer Bruder, der sich in einer schwachen Stunde des weinfrühstückenden Rectors von Secunda nach Prima geschmuggelt hatte, begleitete sie als William Cecil, Baron von Burleigh. Den Schluß dieses fürstlichen Hofstaates bildete die Herzogin von Clarence, welche die Dichter als den lauschenden Abendstern in der wonnereichsten Mainacht priesen, was Lätitia Graspelmann dadurch zu ermöglichen suchte, daß sie ihr Embonpoint mittelst der Schnürbrust möglichst verschwinden machte, dagegen ihren spindeldürren Vetter, den Hofchirurgen Beckenschläger, durch zahlreiche Watten das würdige Ansehen des Herrn Großsiegelbewahrers verlieh.

Das waren die sechs großen Schaugerichte auf der Tafel des heutigen Festes, um welches sich die Beiessen und Compotnäpfchen, in der Gestalt von kleinen Peers und Lords mit ihren Ladies schaarten. Als Ihre Majestäten den Thron bestiegen, verkündete das Schwerdt von England mit schneidendem Tone, daß der Geheimsecretair Ihrer glorwürdigen Majestät, der ehrenwerthe Baron von Burleigh, die neue Habeas-Corpus-Acte vorlesen werde, wonach keiner der anwesenden Männer mehr seines Willens Herr sei. Letzteres sagte er nur heimlich.

Lord Burleigh, mit der erschwindelten Primaner-Vocation in der Tasche, entfaltete eine umfangreiche Pergamentrolle und verkündete, wie es in dem hohen Rathe der Damen ausgemacht sei, daß die Herrschaft Ihrer Majestät nicht mit dem heutigen Tage ende, sondern auch ohne Costüm, Transparente, Pauken und Trompeten, im

gewöhnlichen bürgerlichen Leben vorläufig ein Jahr lang fortdauern werde und daß für diese Zeit die nachfolgenden Paragraphen bindende Kraft hätten.

Hiernach vertraute Ihro Majestät das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten der Gräfin Rutland, indem ihre Schönheit wohl geeignet sei, alle fremden Mächte mit dem Zauber der Armide zu umstricken, was durchaus nöthig wäre, denn eine auswärtige Macht sei stets eine feindliche. Der guten Nottingham wurde das Portefeuille des Krieges vertraut, da sie selbst einen kriegerischen Geist besitze und ihren Oheim zum Kronfeldherrn heranziehen könne. Die naive Norfolk sollte die Justiz verwalten, denn da die Justiz nun einmal Gesetze geben müsse, die alle genirten, welche sie hielten und nicht hielten, sei es am besten, wenn es mit lachendem Munde geschehe. Die Gräfin Warwick sollte das Doppelministerium der Marine und des Cultus verwalten und lebe das Land in der gegründeten Hoffnung weiter, daß, wenn der Cultus mit der Marine in die Luft gehen sollte, die Marine den Cultus dafür zu Wasser werden lasse. Wären die genannten Staatsämter auf diese würdige Weise verwaltet, so würde die ehrenwerthe Herzogin von Clarence als Minister des Innern und der Polizei schon dafür sorgen, daß sonst im Lande Alles darunter und darüber ginge, so toll es nur immer wollte.

Mit diesem Ministerium gedenke Ihro Majestät für die Dauer ihrer Monarchie unumschränkt und allbewundert zu regieren und das Nachstehende sei die Magna Charta des neuen Brittaniens.

§. 1. Kein Mann soll die Vergnügungen der Damen

stören, noch weniger sich zum Theilnehmer derselben aufdrängen, sondern bescheiden die desfalsige Aufforderung abwarten. Bei'm Abholen aus dem Kränzchen sollen die Herren nicht zudringlich zum Aufbruch mahnen und bei'm Zuhausgehen selbst drei Schritte rückwärts zur Linken sich halten. An dunklen Abenden ist gestattet, mit der Laterne vorzuleuchten.

§. 2. Kein junger Arzt, kein schüchterner Candidat, kein Auskultator soll von alten Sanitätsräthen, steifen Rektoren und Gerichtsräthen über die Achseln angesehen werden. Doch darf man dergleichen jungen Männern auch nicht eher die Praxis anvertrauen, bis die Damen dazu den Consens ertheilten, der nur durch blinde Unterwerfung und aufrichtige Treue im persönlichen Dienst erworben werde.

§. 3. Den Männern soll verstattet sein, wenn sie die Geschäfte des Tages mit Fleiß und Umsicht beendet haben, in den Kaffeehäusern ein Stündchen auf ihre Erholung zu verwenden. Es wird jedoch ausdrücklich bemerkt, daß daselbst Bespitzungen nicht vorfallen dürfen. Geschieht es dennoch, so hat die zu einem Hausverbande gehörige Mannsperson sich derjenigen Strafe unverweigerlich zu gestellen, welche ihm die regierende Herrin des Hauses auferlegt.

§. 4. Es wird den Männern strenge untersagt, an den Orten, wo sie sich zur gemeinsamen Ergötzung zu versammeln haben, anders als in den Ausdrücken höchster Achtung von dem weiblichen Geschlechte überhaupt und von ihren Frauen insbesondere zu sprechen. Namentlich haben sie sich über die von denselben vorzunehmenden

Regierungsmaßregeln selbst dann mit allen möglichen Egards zu äußern, wenn diese ihnen auch im höchsten Grade lästig wären. Endlich

§. 5. Alle in den vorstehenden Paragraphen nicht vorgesehenen Beschränkungen treten ebenfalls ein.

Nachschrift. Denjenigen Männern, welche sich den Gesetzen besonders gehorsam zeigen und nie Anlaß zu einer Klage geben, wird gnädigst gestattet, das Haubenband der Treue im rechten Knopfloch zu tragen.

Die Pergamentrolle entsank den Händen Seiner Herrlichkeit. Ihre Majestät nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen der Bestätigung. Die Mitglieder des Kabinets applaudirten wie toll und die Männer sahen sich mit einem verlegenen Lächeln an. Was war Ernst? Was war Scherz? Sollte das ganze Jahr hindurch ein Carneval sein? Oder was sich hier im Saal gleich einer Fata morgana entfaltete, sollte es sich in jedem Haushalte dauernd einnisten? Die Herren konnten sich aus diesem Labyrinth nicht finden. Es blendete sie der Schein und sie wollten sich auch nicht gerne blamiren.

Da kam der Helfer in der Noth. Ein Haufen junges Volk drang in den Saal. Mädchen und Knaben, bunt = phantastisch gekleidet, tanzend und springend, angeführt von einem Jüngling in Pagentracht, der ein Bild der vollendetsten Anmuth war. Sein Anblick entlockte den Damen einen verstohlenen Seufzer, der mit dem Alter derselben an sehnsüchtiger Liebe zunahm. Die reizende Gruppe ordnete sich zu einem Tanze und am Schlusse desselben trat ein junger Mann in kleidsamer schwarzer Tracht aus derselben hervor. Es war der Schwan von

Avon mit der hohen, gedankenreichen Stirn, der Schöpfer des tiefsinnigen Hamlet, und des prahlenden Falstaff. Er näherte sich dem Throne und ehrfürchtig niederknieend, sagte er:

„Glück und Ruhm ziehen vor Euer Majestät her und Volkessegen und Volkesdank sprossen in verschwenderischer Fülle, wo Ihre Füße wandeln. Hier knieet Euer Majestät unterthänigster Erzschelm und bittet um die Gnade, ein kleines Schauspiel zur Darstellung bringen zu dürfen, wie es in einer glücklichen Stunde seiner Phantasie entsprang. Es ist nach dem gewöhnlichen Zuschnitt von fünf Akten gemacht, denen fünf lebende Bilder vorangehen, hat dankbare Rollen, die von bekannten Unbekannten dargestellt werden, braucht keine besondere Ausstattung und das Manuscript wird gratis verabreicht, welches den Direktoren hoffentlich ein Sporen ist, dem armen Stücke bei seinem Fortkommen auf der Bühne nicht mehr als die üblichen Hindernisse in den Weg zu legen.“

„Steht auf, Sir!“ sagte Ihro Majestät, die in dem Dichter recht gut ihren Neffen Hektor erkannte und ihren Verdruß über sein unerwartetes Erscheinen kaum verhehlen konnte:

„Und wenn Wir Euch nun die Gunst versagen, dies Schauspiel vor Uns aufzuführen?“

„Ich wage, das zu bezweifeln.“

„Und warum, wenn es beliebt?“

Hektor verbeugte sich und sagte mit höflichem Achselzucken:

„Es bleibt Alles beim Alten.“

„Was meint Ihr damit, Sir?“

„Es ist der Titel meines Stückes, Euer Majestät," entgegnete Hektor. „Es bleibt also Alles bei'm Alten?"

„Das wollen wir doch sehen!" sagte die Königin sehr erregt und erhob sich. „Jetzt wird gespielt!"

„Ich wußte es!" lachte Hektor in sich hinein.

„Was sagtet Ihr?" fragte die Königin stirnrunzelnd.

„Daß binnen einer Stunde der Vorhang in die Höhe geht!" antwortete der Dichter mit einer Verbeugung und gab seiner Gesellschaft einen Wink. „Geruhen Eure Majestät unterdessen zu befehlen, daß in ihrem ganzen Kreise der Thee einzunehmen sei."

Der Thee wurde gebracht. Die Damen waren so freundlich, während desselben die strenge Etiquette fallen zu lassen und die Herren bemühten sich ihrerseits, der ihnen octroyirten Magna charta jede mögliche Ehre zu machen, so daß sich ein ziemlich leidliches Verhältniß herausgestellt hatte, als die Trompeten das Zeichen zum Beginn des Schauspiels gaben und man sich der Bühne gegenüber rangirte. Der admirable Rector-Admiral, Lord Howard, welcher zugleich die Charge eines Schauspiel-Intendanten hatte, nahte sich mit einer steifen Verbeugung und sagte:

„Alleweile können Euer Majestät immer befehlen, daß der Tanz losgehen soll. Die Comödianten sind fertig."

Auf einen gnädigen Wink der Monarchin ging der Vorhang in die Höhe. Der Dichter stand, von Blumen umgeben, mitten auf der Bühne und begann, sich verneigend, folgenden Prolog:

Als Prologus verkünde ich:
Bevor das Drama selbst beginnt,

Zeigt jeder Act als Bildwerk sich.
Betrachtet es und ernstlich sinnt,
Was wohl das Bild der Welt erzählte,
Wenn es die rechten Worte wählte.

Der Dichter trat ab und das Drama begann. —

Erster Act.

Die Blumenwände schieben sich in die Coulissen und ein großer rother Vorhang rauscht auseinander. Die Scene stellt das Zimmer einer Tänzerin dar. Eine junge Dame, als Sylphide gekleidet und bereit, nach der Oper zu gehen, wird von einem alten Herrn aufgehalten, der sie ermahnt, auf diesem gefährlichen Pfade, den sie sich als Lebensberuf gewählt, mit Ehren fortzuschreiten, und dem Versucher zu widerstehen, worauf er ihr einen moralischen Spruch in ihr Stammbuch schreibt und sich entfernt. Sie küßt ihm zum Abschiede die Hand und schielt dabei nach dem Tische, der mit einer Draperie bedeckt ist. Der Tisch beginnt, sich ohne galvanische Kette zu bewegen, die Decke schiebt sich auseinander und ein junger Mann wird sichtbar, der sie feurig umarmt. Da ertönt ein bedeutungsvolles Husten und im Hintergrunde erscheint eine jener unbestimmten Gestalten im hellfarbigen Oberrock und schwarzen Unterkleidern, welche durch Uhrketten, Brillantringe und orientalische Physiognomien sich auszeichnen und als die Protectoren der höheren Tanzkunst angesehen werden. Der Lieutenant räumt leise das Feld, die unbestimmte Gestalt verschwimmt im Hintergrunde und die Sylphide läßt die Flügel hängen, womit das Ende gemacht wird.

Ein leiser Schrei wurde im Zuschauerraum vernom-

men und die arme Gräfin Rutland lag, sammt dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, ohnmächtig in Shakespeares Armen, der sich in ihrer Nähe befand.

„Weh mir!“ seufzte sie, sich erhebend. „Was sah ich?“

„Einen Scandal,“ entgegnete er, „den ich unter der Bedingung unterdrücken will, daß sie mir blindlings folgen.“

„Blindlings!“ lispelte sie.

Zweiter Act.

Ein einfaches Zimmer. Mehrere junge Damen sind anwesend. Eine derselben ist angethan mit Helm und Harnisch, wie Jeanne d'Arc. In der Hand hält sie ein kurzes Schwerdt. Sie scheint Alle zu ermahnen, ihrem Beispiel zu folgen, und sich dem edlen Heldenwerk zu widmen. Sie stellt ein Amazonenreich in Aussicht. Die Damen wollen es nicht. Eine alte Wärterin schüttelt mit dem Kopf und geht ab. Die junge Heldin entfernt ihre Gespielinnen. Draußen beginnt es zu donnern und blitzen. Die Sonne verfinstert sich. Es raschelt am Boden. Mäuse rennen hinter der Amazone her, die zitternd auf Tische und Bänke springt. Da schlägt es Mitternacht. Eine weiße Gestalt tritt durch die Thür. Die Heldin wirft Wehr und Waffen von sich, fällt in die Kniee und ruft zitternd: „Alle guten Geister!“ Da treten plötzlich die vorhin verjagten Gespielinnen, Jede mit einer brennenden Kerze ein. Die weiße Gestalt verwandelt sich in die alte Wärterin und Alle singen den Lachchor aus dem Freischütz. Die Gardine fällt und mit ihr die Kriegsministerin, die tapfre Nottingham, nicht nur aus allen ihren Himmeln, sondern auch dem Dichter in die Arme.

„Wer hat mir das gethan?“ fragte sie, bebend vor Furcht und Zorn.

„Ich!“ sagte Hector. „Es wiederholt sich dasselbe, mit pikanten Dialogen ausgeschmückt, oder Sie strecken das Gewehr.“

„Für immer!“ seufzte sie und verhüllte ihr Haupt, wie die trauernden Juden vor Babylon.

Dritter Act.

Eine Comptoirstube. Ein ehrbarer Vormund sitzt daselbst, um seine Rechnungen zu revidiren, und die eisenbeschlagene Kiste zu hüten, worin sich das Vermögen aller seiner Mündel befindet. Zu dem Ende trägt er ein geladenes Pistol in der Tasche. Endlich, von vielen Arbeiten ermüdet, schläft der alte Herr ein. Eine dieser Mündel, in der Gestalt eines kleinen vorwitzigen Backfisches, tritt ein. Sie zieht dem alten Herrn das Pistol aus der Tasche, und schreibt auf einer Menge kleiner Zettel die Worte: „Mit diesem Pistol schießt mein Vormund alle Leute todt, die dümmer sind, als er.“ Pistol und Zettel wirft sie aus dem Fenster und will davon laufen. Aber es erhebt sich plötzlich ein Tumult und sie flüchtet hinter den Ofen. Eine Menge Leute treten ein, Jeder mit einem Zettel in der Hand. Ihr Anführer trägt das Pistol. Der Vormund fährt erschrocken aus dem Schlafe und fragt, was sie wollen? Der Chor schreit ihn an, ob er wirklich so dumm sei, Alle todtschießen zu wollen, die dümmer wären, als er? — Der Vormund schüttelt unwillig mit dem Kopfe und meint, da müsse er nichts Besseres zu thun haben. Aber Backfischchen hinter dem Ofen kichert: „Ja!“ — „Herr Gott, da ist man ja

seines Lebens nicht sicher!" brüllt der Chor und zieht sich furchtsam in die Coulissen zurück. Der Vormund gewahrt Backfischchen im Versteck und versucht, ihm a priori zu beweisen, was eine Ruthe a posteriori für eine heilsame Wirkung hervorbringe. Backfischchen schreit laut auf, der Vorhang fällt und der Minister der Justiz liegt, sammt dem Gesetzentwurf, die Abschaffung der Prügelstrafe betreffend, in den Armen der theilnehmenden Honorie Schulzenberger.

„Was halten Sie von dem Scandal?" flüsterte Hector, der in der Nähe war.

„Ich darf in keine Gesellschaft mehr kommen, wenn das verlautbart wird," stöhnte sie.

„Ich auch nicht," wimmerte ihr Echo.

„So lassen Sie Ihre Portefeuilles fahren?"

„In Ewigkeit!"

„Amen!" sagte Hector und es begann der

Vierte Act.

Die Scene stellt eine Stube vor, die ein Wohn- und Betzimmer zu sein scheint, aber eigentlich eine Versatzstube ist. Eine Dame mit strengen Zügen und habgierigen Augen sitzt hinter dem Comptoirtisch. Viele Bedürftige treten ein und nehmen für schwere Pfänder leichtes Geld mit sich hinweg. Eine Freundin der Pfandleiherin erscheint und schließt die Thür hinter sich ab. Beide Damen berathen sich über den Inhalt eines Dokumentes, welches den unumstößlichen Beweis liefert, daß die Inhaberin bei einer Erbschaftstheilung ihrem Bruder nur die Hälfte dessen gegeben hat, was ihm zukommt. Während der Zeit fliegt eine gezähmte Elster durch das offene

Fenster, nimmt das seitwärts geschobene Dokument in den Schnabel und fliegt damit hinaus, wo sie es bald fallen läßt und ein vorübergehender Rathsdiener es findet, der selbiges in ein Actenstück steckt. Dies erhält in der Registratur ein ruhiges Begräbniß, damit der Actuar es dort nach einigen Jahren finden kann. Die Damen gerathen während dessen in Streit. Das Dokument soll den Ausschlag geben. Es ist nicht da. Die Elster kehrt zurück, setzt sich auf das Fensterbrett, thut, als ob nichts vorgefallen wäre und moquirt sich über die Elster des Herrn von Platen, die bei einer ähnlichen Gelegenheit in Wahnsinn fällt. Allgemeine Verwirrung, während welcher der Vorhang niederrauscht.

„Welche Abscheulichkeit!" sagte ingrimmig die Herzogin von Clarence und fühlte das Portefeuille des Innern schwer lasten.

„Es kommt noch ärger, liebe Graspelmann! Wir fügen zu dem Departement des Innern die Polizei, die ausübende Polizei, die das Dokument bereits in Händen hat," entgegnete Hector.

„Eher sterbe ich!"

„Thun Sie das! Wenigstens als Ministerin und es bleibt Alles bei 'm Alten."

„Gott verdamme mir! sagte das Schwerdt von England." Hole der Deibel den Wischiwaschi! Und nicht mal 'nen Tropfen zu drinken."

„Mir wäre auch ein Schoppen Eilfer lieber!" meinte der Rektor." Aber wir müssen uns doch schon zusammen nehmen von wegen der Kunst, obgleich ich das Wesen, als Kunstwerk betrachtet, nicht recht begreifen kann."

Während dieses Zwischenspiel unbeachtet vorüberrauschte, drängten sich Alle um die Königliche Majestät von England, welche im höchsten Grade aufgeregt war.

„Ha!" rief die Königin und warf Hector, der ihr schweigend gegenüber trat, einen grimmigen Blick zu. „Ich will wissen, was das Alles bedeutet."

„Zu Euer Majestät Allergnädigsten Befehl!" sagte dieser und deutete auf die fünf Damen, denen die Last der Regierung aufgebürdet war, und welche jetzt erschienen, um die Portefeuille's in die Hände Ihrer Majestät zurück zu geben, weil sie mit einer Magna charta, wie die verliehene, nicht zu regieren vermöchten.

„Eigentlich ist es doch ein guter Witz! flüsterte der Rector dem Major zu und blickte verwundert auf die Königin, als diese ausrief:

„Bekenne Er, Neffe! Was soll der Teufelsspuk bedeuten?"

„Wie ich bereits die Ehre hatte, Euer Majestät zu versichern. Es bleibt Alles bei'm Alten."

„Nimmermehr."

„Wie sich zeigen wird," fuhr er, ohne sich stören zu lassen, fort, „wenn Euer Majestät geruhen wollen, diese Schrift aus den Händen Ihres Pagen entgegen zu nehmen."

Luise näherte sich in der reizenden Tracht eines der Pagen der Königin, ein Spiegelbild des poetischen Ingeram und überreichte knieend, auf einem Seidenkissen, ein beschriebenes Blatt. Während dieser Scene gab Hector der Versammlung einen Wink, die sich zurückzog. Die Dreie waren unter sich.

Emerentia Grubenmeyer, die in diesem Augenblicke nichts Königliches an sich hatte, schoß wüthende Blicke auf die kleine Luise und ergriff das Papier. Kaum hatte sie es oberflächlich angesehen, als sie es zerreißen wollte.

„Nach Gefallen!" sagte Hector. „Es ist nur die Copie. Das Original ruht hier."

Er legte die Hand auf das Herz und verneigte sich.

„Her mit dem Original!" herrschte die Königin.

„Unter der Bedingung, daß Sie die Hälfte der darin benannten Summe an Ihre Nichte zahlen und sie mit mir verloben."

„Unverschämter!"

„Sonst steige ich auf das Theater und lese das Original mit lauter Stimme vor."

„Das gedenke ich Ihm!"

„Denken Sie ganz nach Ihrem Belieben; aber handeln müssen sie nach dem meinigen. Retten Sie die Dehors, Tante! Es geht nun einmal nicht anders."

Emerentia Grubenmeyer durchlebte einen Augenblick schmerzlicher Täuschung, dann ermannte sich die gefallene Größe und winkte der lauschenden Gesellschaft:

„Ein Scherz, wie picant er sei, verliert an Interesse, wenn er zu weit getrieben wird," sagte die Dame mit einigem Zögern. „Darum hebe ich den absoluten Staat auf und hoffe, daß wir uns, Damen wie Herren, an der Abendtafel harmlos ergötzen werden. Um meinerseits zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen, willige ich darein, daß meine Nichte Luise und mein Neffe Hector sich ihnen als Brautleute vorstellen."

Sie schielte bei diesen Worten nach Hectors Brusttasche. Dieser zog das Papier halb hervor und sprach:

„Vollenden Sie unser Glück!“

„Sei es denn! fuhr jene mit dem Tone bitterer Entsagung fort. Tretet näher und fügt Euere Hände ineinander. Und damit Ihr jeder Sorge überhoben seid, statte ich Luise mit zwanzig tausend baaren Gulden aus.“

Luise, die von dem Allem keine Ahnung hatte, schrie laut auf und alle anwesenden Hüttenauer schrieen mit. Hector aber überreichte das verhängnißvolle Document und sagte:

„Das ist der Text zur Pantomime. Er ist seine zwanzig tausend unter Brüdern werth.“

„Das Essen ist fertig!“ rief der Rathskellermeister, der Ressourcenwirth war.

Alle Hungrigen jauchzten auf. Luise aber flüsterte dem Geliebten zu:

„Was bedeutet das?“

„Es bedeutet,“ sagte dieser, sein Bräutchen umarmend, daß Tantchen Morgen ihre gewöhnliche Migräne hat. Es bleibt Alles bei 'm Alten.“

Der Fremde im grünen Baum.

Der Wirth zum „grünen Baum“ trat an den Schlag eines Reisewagens, der vor seiner Thür hielt, und sprach den Herrschaften, die darin saßen, sein Bedauern aus, daß er sie nicht bei sich aufnehmen könne. In seinem Hause sei auch die kleinste Kammer besetzt und er selbst habe seine eigene Stube vor wenigen Stunden einem Fremden abgetreten. Er rathe also, wie leid es ihm auch thue, verehrte Gäste abzuweisen, den letzten Rest von Tageshelle zu benutzen, um die nächste Station zu erreichen, da hier am Orte an ein weiteres Unterkommen nicht zu denken sei.

Der junge Actuar Rechtler, der gerade des Weges kam und die letzten Worte des Wirthes hörte, sagte laut:

„Wie können Sie denn die Fremden so belügen, Sie alter Neithardt? Wenn auch bei Ihnen Alles besetzt ist, stehen doch die Thorflügel des „Wallfisches“ weit auf. Wollen die Herrschaften quer über den Markt fahren und dann links einbiegen, so erblicken sie den Gasthof zum „Wallfisch,“ wo Sie erwünschte Aufnahme finden werden.“

Die Fremden fuhren dankend davon.

Der Baumwirth sah den Actuar grimmig an und machte ihm eine Faust, aber nur in der Tasche, denn der Actuar gehörte zur Polizei und mehrfache Erfahrungen

hatten den Wirth belehrt, daß mit derselben nicht zu spaßen sei.

Rechtler lachte und sagte:

„Ihr Brodneid geht doch ein wenig allzuweit. Weil in dem Schatten Ihres grünen Baumes kein Platz mehr ist, schicken Sie ermüdete Reisende unbarmherzig weiter, um nur dem Wallfisch nicht sein bescheidenes Futter zu gönnen.

„Der Kerl gönnt mir auch nichts!“ platzte der Wirth heraus. Kommt etwas rechtes an, hat er seine Finger dazwischen; sonst aber zieht er sich schlau zurück und den geheimnißvollen Fremden hat er mir auch auf den Hals geschickt.“

„Geheimnißvoller Fremder? fragte der Actuar. „Und davon wissen wir nichts? Warum ist er nicht gemeldet worden?“

„Habe ich es denn vermocht?“ fragte der Baumwirth wie entschuldigend. „Aber wollen der Herr Actuar nicht näher treten und ein Gläschen Wein trinken? Veritablen Niersteiner.“

Der Actuar entgegnete rasch:

„Sie bieten mir Wein an? Gewiß haben Sie einen dummen Streich gemacht. Bekennen Sie nur.“

„Nichts habe ich gemacht!“ betheuerte der Wirth. Vor vier Tagen kommt im Zwielicht ein Herr in einem Wagen vorgefahren. Derselbe war bis an das Kinn in den Mantel gewickelt und hatte die Mütze tief in die Stirn gezogen. Ich sah nur zwei stechende Augen und einen Schnauzbart. Er verlangte ein Zimmer nach der Straße hinaus, und ließ sich eine Flasche Wein und zwei

Lichter bringen. Darauf befahl er, ihn nicht zu stören und verschloß die Thür. Nun denn, Herr Actuar, die Thür blieb verschlossen. Der Herr hat nichts zu essen verlangt, woraus ich schließe, daß er seinen Proviant im Koffer bei sich führt, denn von einer Flasche Wein und zwei Wachslichtern kann kein Mensch vierundzwanzig Stunden leben. Uebrigens verhielt er sich über Nacht ruhig. Am andern Morgen hat er nur ein paar Mal aus dem Fenster gesehen, und wie mein Kellner bemerkt haben will, mit einem Vorübergehenden höfliche Grüße gewechselt. Nachmittags poltert es plötzlich auf der Treppe. Im nächsten Augenblicke steht der Fremde, eben so vermummt, wie bei der Ankunft, vor mir und sagt:

„Herr Wirth, ich gehe fort. Das Zimmer behalte ich und nehme den Schlüssel mit. Meine Sachen lasse ich hier. Daß sich Niemand untersteht, etwa mit Hülfe des Hauptschlüssels hinein zu gehen und etwas anzurühren Es käme ihm theuer zu stehen und Sie sind mir für Alles verantwortlich."

„Mit den Worten," schloß der Wirth, „war er zur Thür hinaus. Drei Tage sind seitdem vergangen und wir haben von dem Kerl nichts gehört, noch gesehen."

„Und das Alles verschwiegen Sie?" fragte der Actuar staunend. Sie machten davon keine Meldung? Baumwirth! Ich fürchte, das geht wieder hart an den Geldbeutel, wenn nicht gar an die Concession."

Damit ging der Actuar, diesmal ohne zu lachen und ließ den Wirth in großer Bekümmerniß zurück. Und als sollte er heute nicht mehr aus der Aufregung herauskommen stand der Fremde plötzlich vor ihm und sagte kurzab:

„Herr Wirth! ich hoffe, daß ich Alles so wiederfinde, wie ich es verlassen habe. Schicken Sie mir sogleich eine Flasche Wein und zwei Lichter.“

Die letzten Worte sprach der Fremde schon auf der Treppe. Der Wirth aber brummte vor sich hin:

„Nun wird er sich wieder vierundzwanzig Stunden einsperren und ich hetze mir im Ernste die Polizei auf den Hals. Aber dieses Mal lasse ich ihn nicht ohne Examen zum Hause hinaus.“

Er erschrack ordentlich, als in diesem Augenblicke in dem Zimmer des Fremden die Schelle gezogen wurde und eilte selbst hinauf. Der unbekannte Herr ging in großer Erregung auf und ab und rief dem Eintretenden zu:

„Ich habe, wie ich erst eben bemerkte, das große Malheur gehabt, auf dem Wege hierher etwas Wichtiges zu verlieren.“

„Dero Börse etwa?“ fragte der Wirth, in einer leisen Anwandlung von Furcht wegen der Zimmermiethe, der zwei Flaschen Wein und der vier Wachslichte.

„Dummes Zeug!“ schalt der Fremde und warf seine volle Börse auf den Tisch. Kurz vor der Stadt brach die Achse des Wagens und ich mußte zu Fuß hinein gehen. Da wird es geschehen sein. Es war ein Kästchen, worin sich wichtige Papiere und ein kostbarer Schmuck, ein Familien-Erbstück, befanden. Beim Aussteigen erinnere ich mich deutlich, es noch gehabt zu haben.“

„Dann sind Euer Gnaden vielleicht von einem Taschendiebe . . .“

Der Wirth hielt inne, denn der Gast sah ihn mit einem seltsamen Blick an und sagte:

„Mich rührt kein Taschendieb an. Aber das Kästchen muß ich unter allen Umständen wieder haben. Hier habe ich eine kleine Beschreibung desselben aufgesetzt und dem ehrlichen Finder eine reiche Belohnung versprochen. Lassen Sie diese Anzeige sogleich mit den größten Buchstaben drucken und an allen Ecken anschlagen. Geschwind, Herr! Tummeln Sie sich.“

Der Wirth flog die Treppe hinunter und eilte in die Druckerei, um den Auftrag des Fremden zu erfüllen.

Während dieser Zeit hatte der Actuar seinen Weg fortgesetzt und trat in ein kleines Haus der Vorstadt, dessen Bewohnerin ihm freundlich entgegentrat.

„Wie schön, lieber Nachbar, daß Sie da sind. Es ist schon so spät, daß wir fürchteten, Sie würden nicht mehr kommen und Minna hat Ihnen gerade heute etwas Besonderes mitzutheilen.“

„Und ich Ihnen, Mama!“ sagte der Actuar, in das behagliche Stübchen tretend. „Wo ist Minna?“

„Neben an, bei der kranken Wittwe. Sie muß aber jeden Augenblick wiederkommen. Nun, was haben Sie denn auf dem Herzen, lieber Sohn?“

„Es gehört für Euch Beide,“ sagte der Actuar und eilte dann Minna entgegen, die so eben in der Thür erschien.

Bald saßen sie um den traulichen Tisch und der Actuar sagte:

„Endlich ist die Hoffnung auf eine sichere Anstellung vorhanden. In Frankenfelde ist das Amt eines Kämmerers erledigt und wenn ich will, habe ich das Patent in der Tasche.“

Minna's Augen glänzten vor Freuden, und die Mutter sagte:

„Gott sei Dank. So erfüllt sich endlich mein sehnlichster Wunsch, und Ihr Beide werdet ein Paar."

„Ja, liebe Mama, wenn nur nicht vorher noch ein Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen wäre. Die Hauptpflicht eines Kämmerers ist die Verwaltung der städtischen Kasse, und daher muß ich eine baare Caution von fünfzehnhundert Thalern stellen. Woher diese nehmen, wenn mein geiziger Oheim sie verweigert?"

Die Mutter schwieg betreten, aber Minna schaute den Bräutigam lächelnd an und sagte:

„Da könnte ich dem Herrn Kämmerer vielleicht aushelfen. Was meinst Du, liebe Mutter?"

„Scherze nicht zur Unzeit," entgegnete diese verweisend. Minna aber fuhr fort:

„Wer weiß. Hast Du denn das Kästchen vergessen, das ich vorhin zu Hause brachte?"

„Ja so, das Kästchen!" rief die Mutter, und das junge Mädchen sagte:

„Denke Dir, Ernst. Meine Freundin, die auf dem nahen Amtshofe die Wirthschaft lernt, war heute Nachmittag hier, und ich begleitete sie eine Strecke vor die Stadt hinaus. Auf dem Rückwege fiel es mir ein, durch das Birkenwäldchen zu gehen. Es dämmerte schon unter den Bäumen und ich erschrak ordentlich, als ich mit dem Fuße an etwas stieß. Es blitzte im Grase, und ich hielt ein Kästchen in der Hand, das mit Silber und Elfenbein ausgelegt und recht schwer war. Da ist es."

Sie holte es aus dem Tischkasten und stellte es vor

den Bräutigam hin. Dieser betrachtete es mit großer Aufmerksamkeit. Es war sehr zierlich geschnitzt und konnte in seiner Art für ein Kunstwerk gelten.

„Wenn das Innere dem Aeußern entspricht," sagte er, „so hast Du einen Schatz gehoben, liebe Minna. Hast Du noch nicht versucht, Dich von dem Inhalt dieses Kästchens zu überzeugen?"

„Mühe genug habe ich mir gegeben, es zu öffnen," antwortete sie. „Aber es wollte mir nicht gelingen. Vielleicht bist Du glücklicher."

„Wollen sehen," entgegnete er und betrachtete den Fund von allen Seiten. Er entdeckte eine silberne Platte, die sich verschieben ließ und hinter derselben ward ein Schlüsselloch sichtbar. Der Anfang war gemacht. Jetzt holte er sein Schlüsselbund hervor und es fand sich unter den mancherlei Schlüsseln einer, welcher paßte.

„Jetzt, Sesam, thu Dich auf!" sagte der Actuar, indem er den Deckel zurückschlug, und alle Drei schrieen vor Erstaunen laut auf.

„Das ist ja ein wahrhaftes Dresdner Gewölbe en miniature," sagte Ernst Rechtler nach einer Pause. „Eine Aladinsche Höhle! Ein ganzes Golkonda. Mädchen, das ist ein Schatz, der viele Tausende werth sein mag."

Sie beruhigten sich allmälig und besahen die kostbaren Schmucksachen in schwerer antiker Fassung, die wohlgeordnet neben einander lagen. Reiche Perlenschnüre, Armbänder, Ringe und andere Gegenstände mit den edelsten Steinen besetzt. Alle selten und kostbar, in Form und Fassung auf einen seit mehreren Generationen vererbten Familienschmuck deutend. Vor Allem zog ein schwerer

Siegelring die Aufmerksamkeit des Actuars auf sich. Auf demselben befand sich zwischen zwei großen Diamanten eine goldene Platte mit einem kunstreich gestochenen Wappen geziert. Er drehte den Ring nach allen Seiten, als hoffe er irgendwo ein Zeichen zu finden, das auf den rechtmäßigen Besitzer schließen lasse. Plötzlich gab einer der Diamanten dem Drucke des Fingers nach. Sofort schob sich die goldene Platte zurück und unter derselben ward ein verschlungener Namenszug mit einer Grafenkrone darüber sichtbar.

„Das wird uns zum Ziele führen," sagte Ernst Rechtler und zeigte den Damen die gemachte Entdeckung. Sie vertieften sich so sehr in allerlei Vermuthungen, daß der Bräutigam weit über die gewöhnliche Zeit blieb und Alle erschraken, als draußen der Wächter die eilfte Stunde abrief. Alles wurde sorglich eingepackt, und beim Scheiden empfahl Ernst Rechtler seiner Braut die treueste Hütung des seltenen Schatzes.

Der Actuar erfreute sich sonst eines ziemlich gesunden Schlafes. In dieser Nacht aber beschäftigte ihn das anziehende Abenteuer sehr. Erst mit dem Grauen des Tages schlief er wirklich ein.

Am andern Morgen war Ernst Rechtler der letzte in der Schreibstube. Er setzte sich, ohne zu sprechen, an seinen Platz, wo er sein Arbeitspensum bereits fand.

Der Polizeirath, der im Nebenzimmer von seinem Bureau aus das späte Kommen bemerkte, brummte vor sich hin:

„Nun fängt der auch an, nachlässig im Dienst zu werden. Bis jetzt war er der Einzige, auf den ich mich verlassen konnte."

Laut aber setzte er hinzu:

„Herr Aktuar Rechtler, wenn Sie die Ihnen zugeschriebenen Sachen durchgesehen haben, erstatten Sie mir sogleich Bericht.“

Der Actuar verbeugte sich und machte sich an die Arbeit. Unter den vor ihm liegenden Papieren befand sich auch eines, das der Polizeirath noch nicht gesehen hatte. Es war das ein vertraulicher Brief an das Polizeiamt, worin dasselbe ersucht ward, über die darin beregte Angelegenheit insgeheim die sorgfältigsten Nachrichten anzustellen. Man werde dies um so eher können, da eine freilich nur unsichere Spur nach jenem Theil der Provinz hinweise. Plötzlich sprang Rechtler auf und konnte einen Ruf des Staunens nicht unterdrücken.

„Was haben Sie?“ fragte der Polizeirath, der eben in die große Schreibstube trat.

„Ich habe eine schlechte Nacht gehabt, und möchte ein wenig ins Freie gehen,“ sagte Rechtler.

Mit diesen Worten war der Actuar aus dem Dienstlokal.

Der Polizeirath verwunderte sich. Er nahm sämmtliche Papiere, die auf dem Pult des Actuars lagen, mit sich in seine Stube.

Ernst Rechtler war unterdessen im Sturmschritt zu seiner Braut geeilt, ohne einen Blick auf die Annonce zu werfen, die an allen Straßenecken und Brunnen klebte und mit den Worten anfing:

„Zweihundert Thaler dem ehrlichen Finder.“

Mit großer Verwunderung sahen die Frauen ihn eintreten, denn ein Besuch zu dieser ungewohnten Stunde hatte während der ganzen Dauer ihrer Bekanntschaft nicht

stattgefunden. Noch mehr aber staunte die Braut, als der Bräutigam ohne weite Einleitung ihr zurief:

„Geschwind, liebe Minna, hole mir doch das Kästchen, das Du gestern Abend gefunden hast. Eile sehr, ich bitte Dich.“

Minna gehorchte, und die Mutter suchte zu erfahren, was ihren künftigen Schwiegersohn in eine solche Aufregung versetzte. Der aber hörte kaum hin und sagte nur:

„Ich habe eine Vermuthung! Eine recht seltsame Vermuthung.“

Er nahm der eintretenden Minna das Kästchen ab, öffnete es, schlug den Deckel zurück und rief:

„Es ist ganz richtig.“

„Was ist denn richtig?“ fragte Minna halb schmollend, halb ängstlich. „Werde ich nun bald erfahren, was vorgeht.“

„Verzeihe, mein Kind, wenn ich es Dir nicht sage,“ entgegnete Ernst Rechtler bittend. „Es ist eine delicate Angelegenheit und es könnte sein, daß ich mich irrte, so gewiß ich meiner Sache auch zu sein glaube. Was aber das Kästchen betrifft, werde ich es, mit Deiner Erlaubniß, mit mir nehmen.“

„Wie? Kaum, daß ich alle diese Herrlichkeiten flüchtig gesehen habe, soll ich sie auch schon wieder missen?“

„Daß dies über kurz oder lang geschehen mußte, hast Du Dir selbst bei dem ersten Anblick dieses Schatzes gesagt. Und im Grunde ist man froh, solche Kostbarkeiten, an die man doch kein Recht hat, mit Ehren wieder los zu sein. Dein Finderlohn soll Dir unverkürzt werden.“

Hierauf empfahl er sich mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens.

Der Wirth zum grünen Baum, der sich von dem Aerger des gestrigen Tages kaum erholt hatte, befand sich schon wieder in gleicher Aufregung. Ernsthaft verdroß es ihn, daß der geheimnißvolle Fremde, der sich das erste Mal gar nicht um ihn kümmerte, ihn jetzt bereits mehrere Male rief und mit steigender Ungeduld fragte, ob sich noch Niemand gefunden habe, der die zweihundert Thaler durch Ablieferung des verlornen Kästchens verdienen wolle. Erst vor wenigen Minuten war der Wirth aus dem Zimmer des Fremden gekommen, als der Actuar eintrat, ihn bei der Hand in die entfernteste Ecke der Gaststube zog und mit gedämpfter Stimme fragte:

„Ist der geheimnißvolle, unangemeldete Fremde noch hier?"

„Ja," antwortete der Wirth, eben so geheimnißvoll.

„So sorgen Sie zuvörderst für einige handfeste Leute, die so aufgestellt werden, daß sie jede Flucht des Fremden hindern. Dann gehen Sie hinauf und sagen buchstäblich Folgendes: Es ist ein Mann da, der über das Verlorne Auskunft geben kann und deshalb seine Aufwartung zu machen wünscht."

Die Leute wurden besorgt, und ihnen ihre Posten angewiesen. Der Wirth eilte hinauf und der Actuar folgte ihm. Der Fremde kam dem Letzteren mit großer Höflichkeit entgegen und fragte, womit er dienen könne?

„Ich wünsche Ihnen zu dienen," entgegnete der Actuar mit einer Verbeugung, „vorausgesetzt, daß ich es im Stande bin. Sie haben, wie ich aus der öffentlichen Bekanntmachung ersehen, ein Kästchen verloren?"

„Ja, mein Herr."

„Es war Ihr Eigenthum?“

„Ja, mein Herr, und ich bitte...“

„Erlauben Sie! Wenn Sie der Eigenthümer sind, können Sie es auch beschreiben.“

Der Fremde that es und der Actuar sagte: „Ganz recht. Ich habe also die Ehre, mit dem Herrn Grafen von Vertpré zu sprechen, denn ihm gehört das Wappen, welches den Deckel schmückt.“

Der Fremde verbeugte sich zustimmend.

„Die Sache ist sonach außer allem Zweifel und ich werde das Vergnügen haben, dem Herrn Grafen zu seinem Eigenthum zu verhelfen. Nur um der Form willen bitte ich, der Herr Graf möchten so gütig sein, mir die einzelnen Stücke zu bezeichnen, welche das Kästchen enthielt, damit wir uns Beide überzeugen, daß Sie der rechtmäßige Besitzer sind. Darf ich bitten?“

Der Graf erfüllte den Wunsch des Actuars. Als er endete, fragte Letzterer:

„Ist das Alles?“

„Ja. Doch nein; ich irre mich. Auch ein Siegelring ist dabei. Auf einer großen Goldplatte ist mein Wappen zwischen zwei Diamanten angebracht.“

„Mit dieser Angabe sind alle Zweifel gehoben und ich bitte Sie, mir mein Mißtrauen nicht übel zu deuten. Sie wissen auch zuverlässig, was es mit den Diamanten für eine Bewandniß hat?“

„Eine Bewandtniß? Mit den Diamanten?“ fragte der Graf und wechselte die Farbe. „Die Diamanten sind eben Diamanten und weiter nichts.“

„Besinnen Sie sich, Herr Graf,“ sagte der Actuar.

„Sollten Sie nicht wissen, daß die Diamanten verschiebbar sind?"

„Ganz recht! Verschiebbar."

„Und daß, wenn man sie verschiebt, plötzlich ... Nun, Herr Graf, was geschieht dann?"

„Es geschieht nichts;" entgegnete der Graf und setzte trotzig hinzu: „Fast gewinnt es den Anschein, als ob ich hier auf der Anklagebank säße."

„Allerdings kann aus dem Fauteuil, den Sie einnehmen, eine Anklagebank werden," sagte der Actuar, gleichfalls sehr ernst. „Ihre Beschreibung der genannten Kostbarkeiten ist so mangelhaft, daß Sie unmöglich der Besitzer derselben sein können, und es ist zu erweisen, wie dieselben in Ihre Hände gekommen sind. Bis das geschehen ist, werden Sie dieses Zimmer nicht verlassen. Ich bin der Polizei-Actuar Rechtler."

Der Fremde erbleichte und sank stumm in seinen Sessel zurück. Der Actuar ging hinaus und zwei handfeste Männer nahmen vor der Thür des Zimmers Platz.

Der Wirth zum Wallfisch, von dem der grüne Baum verschlungen zu werden fürchtete, rieb sich indessen vergnügt die Hände, denn ein vornehmer Herr war nebst seinem Gefolge in zwei Vierspännern vorgefahren, hatte mehrere Zimmer belegt und sich dann sofort auf das Polizeiamt begeben.

Der Polizeirath ging dem vornehmen Besuch entgegen und erkundigte sich nach seinem Begehr. Der Fremde erwiederte:

„Ich bin der Graf Alois de Vertpré, gehöre zu den neuerdings Emigrirten und habe, wie Ihnen vielleicht be-

kannt sein wird, mich in einem Theile dieser Provinz angekauft. Vor Kurzem ist bei mir ein Diebstahl begangen, der mir nicht nur einen großen Verlust an Gold und Juwelen zufügte, sondern mir wegen einiger unschätzbaren Familien-Kleinode noch weit empfindlicher ist. Ich habe deshalb ...."

Der Rath suchte begierig eine Gelegenheit, den Grafen zu unterbrechen, und zeigte einen Brief vor:

„Wir sind bereits von dem abscheulichen Attentat auf Ihr Vermögen in Kenntniß gesetzt und werden alle Anstalten treffen, die Verbrecher zu entdecken."

„Es sind aber während der Zeit neue Indicien hinzugetreten, welche den Stand der Sache verändern," sagte der Graf. „Deshalb habe ich mich selbst für einige Zeit hierher begeben. Der Diebstahl kann nur von Leuten begangen sein, die mit der Lokalität vollkommen bekannt sind, und ich will Ihnen im Vertrauen mittheilen, daß ich fürchte, mein Haushofmeister, den ich kürzlich in einer sehr wichtigen Angelegenheit verschickte, und der noch nicht zurückkehrte, sei bei dem Verbrechen betheiligt. Obgleich ich von dem Orte seiner Bestimmung einen Brief von ihm empfing, weiß ich doch gewiß, daß er dort nicht eingetroffen ist."

„Das wissen solche Spitzbuben schon in die Wege zu leiten," sagte der Rath etwas voreilig. „Wenn der Herr Graf die Gnade haben wollen, mir in Bezug auf den verdächtigen Haushofmeister einige nähere Mittheilungen zu machen, werde ich bald im Stande sein, die richtige Spur zu finden, die unfehlbar zur Ergreifung des Verbrechers führt."

„Und ich habe ihn bereits ergriffen,“ sagte der eintretende Actuar, sich vor dem Grafen verbeugend.

„Wie ist das? Was sagt man?“ fuhr der Rath auf; der Graf aber sprach:

„Reden Sie die Wahrheit, junger Mann, und erhalte ich wieder, was ich schmerzlich vermisse, so rechnen Sie auf meine unbegrenzte Dankbarkeit.“

„Vielleicht bin ich so glücklich, Ihren Wunsch gleich erfüllen zu können,“ entgegnete der Actuar und überreichte dem Grafen das Kästchen, welches seine Minna am Abend vorher gefunden hatte. Der Graf begrüßte das vermißte Kleinod mit dem höchsten Entzücken und sagte:

„Ich wiederhole es Ihnen: Sie können auf meine ganze Dankbarkeit rechnen. Fordern Sie, was Sie wollen, und es ist Ihnen gewährt. Aber erzählen Sie mir, wie Alles zuging.“

Das ganze Bureau drängte sich herbei. Der Rath versteckte den Aerger, daß er durch den Actuar um den fetten Fang gebracht sei, hinter einem vornehmen Achselzucken und meinte, das hätte Jeder gekonnt. Ernst Rechtler erzählte den Hergang und sagte dann: „Nun folgen Sie mir zum grünen Baum und sagen Sie mir, ob der Gefangene wirklich der treulose Haushofmeister ist?“

Er war es in der That. In wenigen Augenblicken war das Geständniß abgelegt und der Dieb in Gewahrsam gebracht. Der Graf lud in der Freude seines Herzens die sämmtlichen Beamten zu einem solennen Diner ein, und der Baumwirth hatte den Schmerz, zu sehen, wie der Wallfisch ihm auch diesen kostbaren Bissen wegschnappte.

Hiermit schließt die Geschichte von dem gefundenen und gestohlenen Kästchen. Ich kann aber noch mittheilen, daß ich auf meiner neulichen Sommerreise, in einem der thüringischen Bäder die Bekanntschaft des Justizamtmannes Rechtler machte, der jetzt eine angenehme Stellung auf den weitläufigen Besitzungen der Grafen Alois de Vertpré gefunden hat, und daß die Frau Justizamtmännin eine der liebenswürdigsten Frauen ist, die mir dort begegneten.

Der Club der freien Männer.

„Gratulire!“ sagte Herr Rohrmark mit einer leichten Verbeugung, und da er allein im Zimmer war, konnte er Niemand meinen, als sich selbst.

Er hielt einen vollgeschriebenen Bogen vor sich hin und las sich mit vielem Wohlbehagen zum dritten Male den Entwurf einer Rede vor, die er heute in dem von ihm gestifteten Club der freien Männer halten wollte. Es war eigentlich eine Dankadresse an den Club, der ihn in der öffentlichen Sitzung zum beständigen Präsidenten mit dem Beinamen „der Perennirende“ gewählt hatte.

„Ich werde Furore machen“, sagte er zu sich selbst. „Ich muß Furore machen, denn ich bin das meiner Würde als Mann sowohl, als meiner amtlichen Stellung schuldig. Keiner von Allen hat die Macht der Rede so sehr in der Gewalt als ich. Keiner hat so genau den Geist erkannt,

der unsern Verein belebt. Beleben sollte, muß ich leider ab und zu sagen, denn es giebt noch viele lässige Streiter in Israel. Ich selbst bin eigentlich der rechte Einzige, der berufen ist, dem schwerfälligen Körper das rechte Leben einzuhauchen."

Herr Rohrmark ward zu seinem innigen Bedauern in seinen Betrachtungen unterbrochen. Sein Buchhalter, ein freundlicher, junger Mann, trat mit Papieren und Briefschaften ein. Herr Rohrmark that sehr einsilbig, unterschrieb das Nöthige und sagte dann stirnrunzelnd:

„Wo waren Sie gestern, Herr Guthals?"

„Auf meinem gewöhnlichen Platz im Comptoir. Nachmittags auf der Straße."

„Nach beendigtem Geschäft, meine ich. Meine Augen suchten Sie im Saale überall vergebens."

„Ein Zufall verhinderte mich."

„Lassen Sie den Zufall aus dem Spiel. Das ist die undurchdringliche Nebelwand, wohinter sich Jeder verkriecht, der die Wahrheit des vorurtheilslosen Blickes scheut."

„Erlauben Sie mir . . ."

„Hatte es gut mit Ihnen im Sinne," fuhr Jener fort, sich allmälig zur Heftigkeit steigernd. „Wollte Sie heute zum beständigen Secretair des Clubs vorschlagen. Es ist ein Ehrenposten. Der Dritte von oben herunter. Aber, wenn man es nicht einmal der Mühe werth hält, zu kommen . . ."

„Ich will versuchen, heute meinen Fehler gut zu machen."

„Versuchen? Herr! Sind Sie des Teufels? Das

sagen Sie einem Manne gerade in das Gesicht, der Ihr Prinzipal und Ihr Präsident zugleich ist? Sie sind ein lässiges Werkzeug bei dem Aufbau des freien Männerthums. Es sollte mir, um Ihrer übrigens guten Eigenschaften willen, leid thun, wenn ich Sie aus meinem Comptoir entlassen müßte."

„Aber, Herr Rohrmark!"

„Aufrichtig, sehr leid. Aber es widerstrebt meiner Stellung zum Vereine, mich in meinen Privat-Verhältnissen mit Männern zu umgeben, die entgegengesetzten Grundsätzen huldigen. Es ist Gesetz, nur Gleichgesinnte zu seinen Mitarbeitern zu wählen. Dem Präsidenten liegt es ob, für die Aufrechthaltung der Gesetze zu sorgen. Mit mir sorgt und schafft gemeinschaftlich mein treuester Freund und Geschäftsgenosse, der heute in sein Amt als Vice-Präsident eingeführt werden soll."

„Ich zweifle, daß dies wird geschehen können," sagte Herr Guthals. „Herr Dornbein ist, so viel ich weiß, gestern Abend mit der Eisenbahn abgereist und noch nicht wieder zurück."

„Eisenbahn? Abgereist? Dornbein?" fragte Herr Rohrmark, fast außer Fassung. „Dazu muß eine besonders wichtige Veranlassung vorliegen."

„Allerdings. Seine Schwester ist plötzlich . . ."

„Gestorben?" fragte Herr Rohrmark etwas hastig.

„Oh, nicht doch. Madame hat sich bei dem Bruder zum Besuch angekündigt. Und da es doch jetzt auf den Landstraßen etwas unruhig ist, hat sie von ihm verlangt, daß er sie von dem Gute ihres verstorbenen Mannes abholen soll."

„Und er leistet diesem Verlangen, diesem Soll Folge? Das thut Dornbein? Der designirte Vice-Präsident? O, Zukunft! Wie wirst Du Dich der traurigen Gegenwart schämen!“

„Verzeihen Sie, Herr Rohrmark, aber die Post wird demnächst abgehen . . .“

„Gehen Sie meinetwegen mit ihr, Guthals! Wenn ich ahne, weshalb Sie nicht im Club waren, warum Sie auch heute wahrscheinlich nicht kommen werden; Guthals! Wenn meine Ahnungen zur Gewißheit werden, sind wir geschiedene Leute.“

Herr Rohrmark brach das Gespräch so entscheidend ab, daß an eine Wiederaufnahme nicht zu denken war. Der Buchhalter aber sagte draußen zu sich selbst:

„Ein so vernünftiger Herr; ein so umsichtiger, praktischer Geschäftsmann, und in diesem einen Punkte so überspannt. Schade! Schade!“

Gut war es, daß sein Prinzipal das nicht hörte, sonst hätte es ein hartes Scharmützel gegeben. Aber Rohrmark war so vertieft in die eingegangenen Briefe, daß ihm Hören und Sehen verging. Namentlich beschäftigte ihn ein Brief seiner Schwester, die längere Zeit auf dem Gute ihres verstorbenen Mannes lebte und ihre Rückkehr meldete. Sie spöttelte über den Club, welchen ihr Bruder während ihrer Abwesenheit gestiftet hatte und verkündigte in dem frauenüblichen Postscriptum ihre bevorstehende Ankunft mit der nächsten Postkutsche.

„Dann ist sie in drei Stunden hier!“ schrie Rohrmark. „Und um dieselbe Zeit kommt auch Dornbeins Schwester... Hm! Hm! Die kommt, Jene kommt! Beide sind Wittwen!

Beide Jugendfreundinnen! Dahinter steckt etwas. Aber was frage ich nach Weiber-Intriguen? Noch ist nichts zu ihrem Empfange angeordnet, und hier sieht es aus ...“

Er riß so heftig an der Klingel, daß ein Theil der Schnur in seinen Händen blieb.

„Gott bewahre! Was ist denn nun wieder los?“ fragte der alte mürrische Bediente, als er nach einer geraumen Zeit langsam eintrat.

„Geschwind, Andres!“ sagte der Herr. „Rufe Er die Haushälterin. Sie soll sich sputen, so sehr sie kann.“

„Die hat heute Nachmittag Kaffeegesellschaft und also alle Hände voll zu thun,“ sagte Andres. „Ich glaube nicht, daß sie abkommen kann.“

„Dann muß die Kaffeegesellschaft wegfallen.“

„So?“ fragte Andres gedehnt. „Na, das sagen Sie ihr doch lieber selbst. Ich will sie herein schicken.“

Er ging mit derselben Seelenruhe wieder hinaus, mit welcher er eingetreten war, und Herr Rohrmark ergriff das Concept der Rede, durch welche er seinem ersten Auftreten als Präsident in dem Club der freien Männer die ächte Weihe zu geben dachte.

Nach einer Weile erschien Frau Schlachtmund, die Haushälterin. Eine kleine, kugelrunde Person, die, wenn sie beide Hände in die Seiten stemmte, genau einem Topf mit doppeltem Henkel ähnlich sah. In der einen Hand hielt sie noch die Ruthe, womit sie die Sahne zu den Baisers geschlagen hatte, welche den heutigen Kaffeetisch schmücken sollten. In der andern Hand rasselte ein klapperndes Waffeleisen, das noch einige Spuren der überstandenen Glühhitze an sich trug.

„Staubbesen und Brandmark!“ sagte Andres, der sie in die Stube des Herrn gehen sah. „Mich soll verlangen, welches ihn zuerst treffen wird.“

„Sagen Sie mir um Gotteswillen, was nun wieder los ist?“ sagte die Haushälterin. „Nicht einen Augenblick hat man Ruhe, um seine Geschäfte zu verrichten. Wo hat denn eigentlich eine Herrschaft ihre Gedanken? Bleibt einer armen Haushälterin den ganzen Tag über wohl Zeit, einen freien Athemzug zu thun? Muß sie nicht von früh bis spät sich schinden und placken? Kaum ist man die Sorge für das Frühstück los, geht die Sorge um das Mittagbrod an. Und kaum steht dieses endlich auf dem Tisch, muß man seine Gedanken schon wieder auf das Abendbrod richten. Ja! lachen Sie nur. Die Herrschaft hat gut lachen, die darf nur zulangen ...“

„Und das Geld geben!“ entgegnete Herr Rohrmark, um doch auch etwas zu sagen.

„Nun, das fehlte noch, daß man sich auch darum den Kopf zerbrechen müßte. Wird Einem ja so Alles knapp genug zugezählt. Von Tag zu Tag wird es theurer und das Wirthschaftsgeld bleibt dasselbe. Daß Sie es nur wissen: unter zwanzig Thaler mehr geht es vom ersten ab nicht. Aber wozu bin ich denn gerufen und verliere die kostbare Zeit? Warum lassen Sie mich hier Maulaffen feil halten, während draußen Alles drunter und drüber geht? Was soll es geben?

„Hier ist ein Brief von meiner Schwester. Sie selbst kommt in drei Stunden.“

„Was?“ rief Frau Schlachtmund. „Die Frau von

Göllner? die ihren Mann begrub, nachdem sie ihn keine drei Monate hatte, und das schöne Gut erbte?"

„Die Zeit der Wittwentrauer ist vorüber. Meine gute Amalie kehrt in die Welt zurück und wird einstweilen bei mir wohnen."

„Hier? Bei uns? Ganz und gar? Das muß ich sagen! In unserem Hause eine so prätentiöse Dame, der nichts recht ist; die stets etwas Anderes will, als die andern Leute, und alle Dinge auf den Kopf stellt, die sich nicht einmal auf den Füßen halten können? Das wird eine schöne Wirthschaft werden! Da will ich das Ende nicht abwarten! Da will ich ..."

„Den Herrn ausreden lassen!" fuhr Herr Rohrmark aufgeregt dazwischen, „damit Sie erfährt, was ich eigentlich sagen will."

„Sie wollen noch etwas sagen?" fragte Frau Schlachtmund und schlug vor Verwunderung beide Hände in einander, was eine höchst verdächtige Bewegung zwischen Ruthe und Waffeleisen veranlaßte. „Sie wollen noch etwas sagen, nachdem Sie schon so vieles Unerhörte gesprochen haben? Das soll mich doch verlangen."

Und sie fiel in die vorige Henkeltopfslage zurück.

„Meine Schwester wird, wie schon gesagt, hier wohnen!" sagte Herr Rohrmark, einen hohen Ton annehmend. „Setzen Sie sofort die Zimmer in Ordnung. Das rothe zum Wohnen, das blaue zum Visitenzimmer, das dunkelgrüne Kabinet daneben wird einstweilen zum Garderoben- und Schlafzimmer hergerichtet. Verstanden?

„Sie sagen es ja laut genug!" entgegnete mürrisch die Haushälterin und dachte bei sich:

„Wo nimmt der Mann die Courage her, mir zu widersprechen? Das hat er noch nicht riskirt, so lange ich bei ihm bin. Dahinter steckt Etwas, und ich will es in Erfahrung bringen.“

Dann aber wandte sie sich zu Herrn Rohrmark und sagte schmollend:

„Es ist gut; Dienstboten müssen gehorchen. Dazu sind sie da. Ich bin ein solcher armer Dienstbote und weiß, was mir zukommt.“

„Spreche Sie nicht so einfältig!“

„Ich kann sprechen, wie ich will. Das ist noch das Einzige, was Unsereine darf. Sonst müssen wir ja doch Alles über uns ergehen lassen und dürfen nicht mucksen. Ihre Frau Schwester mag in Gottes Namen kommen. Ich will ihr nichts in den Weg legen; aber wenn sie beide Zimmer, das rothe und das blaue bekommt, will ich nicht mehr Schlachtmund heißen.“

Das Letzte brummte sie im Hinausgehen vor sich hin. Draußen faßte sie den alten Andres bei der Hand und schleppte ihn mit sich fort.

„Was geht hier vor?“

„Kuriose Dinge.“

„Beichte Er!“

„Ich will nicht!“

„Andres, daß Er es weiß: wenn Er nicht thut, was ich will, schikanire ich Ihn.“

„Dann schikanire ich wieder.“

Frau Schlachtmund begriff, daß sie andere Saiten aufziehen müsse und lenkte ein:

„Sei Er kein Narr. Wenn Er gescheut ist, regalire ich Ihn mit einem Glase Danziger.“

„Der Herr hat keinen mehr im Keller.“

„Aber ich.“

„Doppelter Lachs?“ schmunzelte der Alte.

„Veritabler!“ bekräftigte sie und ging ihm voran in ihre Stube. Er liebäugelte mit dem bis zum Rande gefüllten Glase, ließ sich den duftigen Inhalt schmecken und flüsterte, den letzten Tropfen schlürfend:

„Der Herr wird übermüthig. Kein Auskommen mehr mit ihm. Das lernt er in dem Club der freien Männer. Mehr kann ich nicht sagen.“

„Doppelt hält besser,“ sagte Frau Schlachtmund freundlich und füllte sein Glas:

„Trinke Er sich Courage.“

„Will es probiren,“ meinte Andres listig. Die Junggesellen der Stadt haben sich zusammengethan und den Club der freien Männer gestiftet. Sie verführen auch schon die Ehemänner dazu, daß sie sich aufnehmen lassen und besinnen mit denen gemeinschaftlich auf grausame Unthaten.“

„Welche denn zum Beispiel?“ fragte Frau Schlachtmund und schenkte zum dritten Male ein.

Der Lachs war im Schwimmen. Der alte Kerl beichtete in seiner Seligkeit, daß die Herren geschworen hätten, allem Weiber-Regimente von dem Salon bis zur Waschbank ein Ende zu machen. Wer sich der Herrschaft eines Weibes beuge, solle in einer öffentlichen Sitzung des Clubs, mit Haube und Unterrock angethan, Abbitte thun und dann ausgestoßen werden. Dazu müsse er noch jedem

Richter die Hand küssen und für gnädige Strafe danken. Haushälterinnen, Wirthschaftsmamsells und andere weibliche Diener-Aristrokratieen werden abgeschafft und fortan nur Köchinnen für Alles geduldet."

„Was?" rief Frau Schlachtmund und die Worte blieben ihr vor Schreck und Zorn im Halse stecken. „Andres, ich bin in der Wuth. Helfe Er mir zu Worten."

„Helfe Sie mir zum Lachs und finde Sie sich in Ihr Schicksal. Köchin für Alles. Auch 'ne schöne Gegend. Der Club ist da, unser Herr ist Präsident, Herr Dornbein, der hier im Hause Alles gilt — Dornbein, mit der hübschen Schwester, weiß Sie, auf die der Herr ein Auge hat — wird heute Vice-Gefreiter, oder wie sie es nennen. Er muß für unsern Herrn den Stock halten, wenn der nicht länger sitzen kann. Darum sei Sie auf Ihrer Huth, Frau."

Er schob sich nach der Thür und warf noch im Vorübergehen einen Blick durch das Fenster:

„Komme Sie einmal her, Frau. Wer geht denn da mitten auf dem Damm?"

„Ach, das ist ja der halbdumme Zulip, der Leichenbitter. Gehört der etwa auch dazu?"

„Das will ich meinen. Der sitzt doppelt in der Wolle. Erst bittet er zur Leiche, dann bittet er zum Club. Habe ich es nicht gesagt? Geradewegs geht er in das Haus hinein. Das hat etwas zu bedeuten. Dieser Zulip, soll Sie wissen, ist Clubbote und trägt als solcher in seiner Ledertasche das Unheil von Haus zu Haus."

„Der Kerl muß brennen!" sagte Frau Schlachtmund und sank erschöpft auf ihr Kanapee.

„Wollen Feuer zutragen," entgegnete Andres zuthunlich und goß sich ein frisches Glas ein. „Es brennt schon."

„Schüre Er nur tüchtig zu!" entgegnete sie.

„Das kann geschehen," antwortete Andres und schob die ganze Flasche in seine Rocktasche. „Da klingelt es schon zum dritten Male. Nun muß ich doch einmal nachsehen. Ist ja der Herr."

Es war Zeit, daß Andres kam, denn Herr Rohrmark wollte ausgehen und sein Diener hätte ihn dann nicht mehr gefunden.

Herr Zulip stand, im Gefühle seiner Amtswürde, in der Mitte des Zimmers. Seine dürre Gestalt war von einem Trauermantel umwallt. Der Dreimaster saß in der Quere auf dem Kopfe und an jedem der beiden Enden hing ein schwarzer Flor zur Erde nieder. Weiße Handschuhe zierten die Hände und diese falteten sich andächtig über einen Rosmarienzweig und einer Citrone.

„Also um zwölf Uhr, Herr Präsident?" sagte er mit seiner hohlen Stimme.

„Präcise."

„Ich werde nicht ermangeln, Eure Würden mit dem Glockenschlage abzuholen und denenselben das Geleite zu geben."

Zulip entfernte sich und Andres brachte einen Brief. Er war von Dornbein, welcher schrieb:

„Meine Schwester, welche ich von ihrem Gute abholte, sagt mir, daß ihre Busenfreundin, nämlich Frau von Göllner, heute ankommen wird und ladet sich zum Thee bei ihr ein. Ich hoffe, daß Deine Freundschaft mir ge-

statten wird, der reizenden Frau ebenfalls meine Huldigungen darzubringen."

„Ein Hasenfuß, dieser Dornbein!" schalt Rohrmark. „Huldigungen darbringen und zu Füßen legen; vielleicht gar sich daneben. Also gewissermaßen eine Art von Knierutscher vorstellen."

Ein Posthorn schallte lustig darein. Ein leichter Wagen rollte heran und in wenigen Augenblicken fühlte sich der Präsident von den Armen seiner liebenswürdigen Schwester umschlungen.

„Amalie! Du hier? Ich bin überrascht."

„Gerade meine Absicht. Mit der gewöhnlichen Post wäre ich erst in einigen Stunden gekommen; darum entschloß ich mich zur Extrapost. Es ist Dir doch nicht unlieb?"

„Wie kannst Du nur so fragen? Aber es wird noch nicht Alles zu Deinem Empfange bereit sein."

„Mache Dir deshalb keine Sorge. Eine Frau richtet sich bald ein."

„Auch ist meine Gesellschaft in diesem Augenblicke nicht besonders interessant. Ich bin gerade sehr pressirt."

„Begreiflich. Dem Geschäftsmann ist seine Zeit kostbar. Geh, wohin die Pflicht Dich ruft. Ich verständige mich unterdessen mit Deiner Haushälterin."

„Haushälterin?" fragte Herr Rohrmark naserümpfend. „Wer denkt an dergleichen?"

„Oder Beschließerin, Hausmeisterin, Wirthschafterin, wie Du willst. Verschiedene Namen für eine Sache."

„Magd! Nichts als Magd!" äußerte Rohrmark. „Wer wird sich bei dergleichen untergeordneten Geschöpfen

mit überflüssigen Titulaturen aufhalten. Ein solches Wesen ist pure Weib. Sonst nichts."

Er hätte bald mehr gesagt, aber er begriff zur rechten Zeit das Unschickliche und schwieg. Amalie aber lächelte schelmisch:

„Ich vergaß. Verzeihen Sie der Unachtsamen, Herr Präsident, und gestatten Sie, daß eine der unwürdigsten Evatöchter ihre Huldigungen Ihnen darbringen darf."

„Du weißt also?"

„Alles und Jedes. Nicht bloß die Weiber schwatzen aus der Schule. Auch die Männer besitzen zum großen Theile diese Schwäche. Dornbein hat gebeichtet."

„Dornbein? Und der will Vice-Präsident werden?"

„Wohl noch etwas mehr. Vielleicht erster Minister."

„Abgeschmackt."

„Wer? Dornbein, oder das von ihm erstrebte Ministerium?"

„Im Monde vielleicht."

„Weshalb nicht auf Erden? Vielleicht bei einer mehr oder minder mächtigen Souverainin. Wir haben deren mehrere."

„Leider!"

„Wie vordem in Portugal."

„Leider! Leider!"

„Wie noch in England."

„Leider! Leider! Leider!"

„Sowie in Spanien."

„Leider! Leider! Leider! Leider!"

„Warum eigentlich diese Leider ohne Ende? Ist nicht heutzutage das Constitutionswesen überall an der Tages-

ordnung? Und ist nicht das erste Grundgesetz dieses Völker-Ideals: Der Souverain herrscht, aber er regiert nicht? Nun so laßt die Souveraininnen doch herrschen, wenn auch Ihr regiert. Und wenn ab und zu die zügelführenden Regenten selbst etwas gezügelt und gelenkt werden, so wird wohl eine billige Politik nichts dagegen haben."

„Du bist die Alte!" entgegnete Rohrmark, gezwungen scherzend.

„Die junge Wittwe dankt für das Compliment," sagte die Dame knixend. „Aber Bruder, Du scheinst mir etwas verwildert. Ich bin unterwegs mit Deinem Freunde Dornbein zusammen gekommen. Unsere Wege kreuzten sich. Er ist galanter, als Du. Ein recht artiger, charmanter Mann, der seiner Schwester mehrere Meilen auf der Eisenbahn entgegen fährt."

„Sage ihm doch die Artigkeiten selbst. Er hat sich bereits angemeldet."

„O prächtig! Herrlich!"

„Vielleicht ziehst Du es vor, gleich die Honneurs des Hauses zu machen?"

„Laß mich immerhin die Rolle des gerne gesehenen Gastes mindestens einen Tag lang durchführen. Nun geh, lieber Bruder. Und wenn Du wieder nach Hause kommst, lasse diese finsteren Geschäftsmienen draußen. Kehre mit einem lächelnden Gesichte heim, wie sonst wohl, als Du noch im Comptoir des Onkels arbeitetest und Du bei der Heimkehr die reizende Sophie . . . Ei, wie der Herr roth wird. Nur keine Strafpredigt. Das bitte ich mir aus — sonst schließe ich Dir den Mund."

Und die muthwillige kleine Frau schloß den mürrischen Bruder lachend in die Arme.

„Herr Präsident! Eure Würden!“ erklang eine dumpfe Grabesstimme. Die Geschwister fuhren auseinander und sahen Herrn Zulip auf der Thürschwelle, wie er sich im Fieberfroste schüttelte und zugleich mit den Zipfeln der herabwehenden Trauerflöre Kühlung zuwehte.

„Was will Er hier?“ schalt Rohrmark, nicht ohne einige Verlegenheit. „Wie kann Er mich in der Begrüßung meiner Schwester stören?“

„Schwestern sind auch Frauenzimmer!“ sagte Herr Zulip achselzuckend.“ Ich rufe zur Sitzung.

„Ich werde erscheinen. — Adieu, Amalie! — Voran, Herr Zulip! — Mache Dir es behaglich und thue sonst, was Dir beliebt. Wir wollen uns nicht mit überflüssigen Höflichkeiten lästig fallen.“

Frau von Göllner sah dem Bruder lächelnd nach und suchte die Haushälterin, die sich absichtlich zurückhielt, in ihrer Stube auf, sagte ihr viele Artigkeiten, fand Alles allerliebst und traf, wie zufällig, eine solche Menge entgegengesetzter Arrangements, daß Andres, bei dem der Lachs noch im vollen Schwimmen war, das Gleichgewicht verlor und Frau Schlachtmund vor Galle zu ersticken drohte. Die gnädige Frau war eine vollkommene Diplomatin, voll Ergebenheit mit der Zunge, voll Eigenwillen mit der That. Sie ordnete hier, sie ordnete dort, rückte dies oder das, eben so schnell als umsichtig. In einem Zeitraum, während dessen die Rede des Präsidenten, worin die Nichtigkeit des Weibes bewiesen wurde, noch nicht zur Hälfte beendet war, hatte eine weibliche Hand in seinem

eigenen Hause durch schlaue Gewandtheit das Unterste zu Oberst gekehrt und durch ihre Reformen das Bestehende gänzlich in Frage gestellt.

Frau Schlachtmund wurde vor Aerger grün und gelb. Sie warf Tische und Stühle um, sich selbst auf das Kanapee und sagte:

„Die Madame will sie hier spielen? Madame in einem Hause, wo ich viele Jahre der Morgen- und Abendsegen gewesen bin? Sie soll es probiren. Versuchen Sie doch Ihr Glück, Sie schnippisches Gänschen, dann sollen Sie bald genug erfahren, was eine Frau, wie ich eine bin, vermag. So viel ist gewiß, daß ich dem strengen Herrn heute Mittag Pfeffer in den Vanille-Crême streue und Chocoladenpulver zwischen den Fischsalat rühre. Andres! Wie kann Er ungerufen herein kommen? Was will Er hier?“

„Ich bringe blos die leere Flasche wieder,“ lallte dieser und stellte sie auf den Tisch. „Sie hat es hübsch warm hier.“

„Scheere Er sich zum Teufel!“ brummte die Alte und schob ihn hinaus. „Ihm ist schon warm genug und dem Herrn will ich noch ganz apart einheizen.“

Der Präsident des Clubs der freien Männer hatte von dieser Drohung keine Ahnung. Er hielt seine Rede mit steigendem Enthusiasmus vor der aufmerksamen, horchenden, todtstillen Versammlung und schloß mit den Worten:

„Und nun, meine Freunde, nochmals die Hände zum innigen Bunde in einander geflochten. Alle mit vollem

Herzen für unsere große und schöne Sache und festgehalten an unserem Wahlspruch: Untergang der Weiberherrschaft für immer! Pereat dem feigen Knechte, der sich ihnen wieder unterwirft."

„Pereat!" riefen Alle stürmisch.

„Aber auch Vivat! drei und vier Mal Vivat dem Manne, der in seiner Stärke sich fest und unerschütterlich zeigt."

„Vivat!" riefen die begeisterten Zuhörer und trugen ihren Präsidenten von der Rednerbühne herunter und im Triumphe drei Mal den Saal auf und ab. Als er in Gefahr gerieth, von ihren Schultern zu fallen, rief er:

„Genug, meine Freunde! Euer Enthusiasmus rührt mich. Aber schreiten wir zu den Geschäften des Tages. Ein Vice-Präsident ist zu wählen. Die verschlossene Wahlurne ward am Eingange aufgestellt. Ist das Scrutinium beendet?"

„Es ist beendet," sagten die beiden jüngsten Mitglieder. „Herr Dornbein hat die absolute Majorität."

„So führe man den Herrn Dornbein ein."

Zulip entfernte sich, auf den Fußspitzen schwebend, mit wehenden Trauerflören, kehrte aber mit dem Donnerworte zurück:

„Er ist nicht hier!"

„Wo ist er denn? Wo? Wo?" riefen alle durcheinander.

„Redet, Meister Ehrlich," sagte Zulip, auf einen Mann deutend, der sechs Fuß und darüber zählte, weshalb er auch der Einzige war, der seine Mitbürger übersah.

Meister Ehrlich, der wegen der eben gerühmten Eigen-

schaft von dem Club das Amt eines öffentlichen Anklägers empfangen hatte, sagte:

„Ich habe ihn eben in einem offenen Halbwagen über den Markt fahren sehen. Zwei Damen saßen im Fond wie zwei Königinnen, und er saß mit entblößtem Haupte vor ihnen auf dem Rücksitz.“

„Schrecklich!“ seufzte Zulip und „Schrecklich!“ seufzte es im Chor.

„Eine Untersuchungs-Commission soll sogleich ernannt werden,“ entschied der Präsident. „Ich ernenne mich selbst dazu. Es muß an den Tag kommen, ob hier Wahrheit oder Verläumdung im Spiel ist.“

„Ich verläumde niemals,“ sagte die lange Ehrlichkeit und fuhr fort:

„Ich habe noch eine Klage anzubringen.“

„Gegen wen?“

„Gegen August Wegrow, den Steinmetzen. Er hat, ich weiß es ganz gewiß, gestern früh seiner Frau befohlen, ihm zu Mittag ein Gericht Erbsen und Sauerkraut zu bereiten. Auch hat er sich seiner Herrschgewalt öffentlich vor den Leuten gerühmt. Als er aber nach Hause gekommen ist, hat es Carbonade und Quetschkartoffeln gesetzt. Es ist also nichts mit der Autorität in dem Hause dieses Mitgliedes.

„Wohlgesprochen!“ sagte der Präsident. Laßt den Angeklagten sogleich vortreten. Sagt, August Wegrow, ist die Anklage begründet?“

„Es ist allerdings wahr,“ sagte der Steinmetz. Meine Autorität geht freilich nicht so weit, zu verhindern, daß meine Frau mir hinter meinem Rücken ungehorsam ist.

Ich habe sie aber, obgleich die Carbonaden delicat rochen, dadurch bestraft, daß ich die verpönte Speise nicht anrührte, sondern nach gehöriger Tischpredigt mir auf dem Rathskeller einen Spitz trank. Hierdurch glaube ich die Ehre des Vereins in vollem Maaße gewahrt zu haben."

„Bravo, Meister Wegrow. Euer Name soll acht Tage auf der Ehrentafel des Hauses stehen. Der Secretair ist mit dem Vollzug dieser Maßregel beauftragt. Was ist noch zu berichten?"

„Ein Mitglied unseres Clubs ist noch anzuklagen," sagte Ehrlich pathetisch. „Herr Guthals . . ."

„Mein Buchhalter?"

„Ja, Herr Präsident. Ich habe ihn gestern getroffen, wie er mit einer Dame spazieren ging. Sie schritt ganz stolz zu seiner Rechten einher, und er, anstatt diese Ungehörigkeit zurückzuweisen, achtete nicht darauf, sondern hielt ihr noch den Sonnenschirm über den Kopf, und duldete, daß sie ihm ihr Umschlagetuch über denselben Arm hing, der schon den Schirm tragen mußte."

„Guthals, verantworten Sie sich! Guthals, treten Sie vor!"

Aber der Name, von allen Lippen wiederholt, verhallte umsonst. Sein Träger kam nicht.

„Ich erkläre den Buchhalter Guthals der Ehre für verlustig, ein Mitglied unseres Clubs zu sein," sagte der Präsident. „Das ist hiermit beschlossen."

„Es ist so!" wiederholten Alle.

Die Sitzung wurde aufgehoben. Die Männer, welche zu Hause den grimmigen Pascha spielten und doch so bereitwillig dem Präsidenten als Sattelpferde gedient

hatten, verneigten sich tief, und Rohrmark kehrte im stolzen Gefühl seiner Würde nach Hause zurück. Das Barometer dieses Stolzes sank aber beträchtlich, als seine Schwester ihm mit der heitersten Miene von der Welt verkündigte, daß Frau Schlachtmund sich mit den von ihr eingeladenen Kaffeeschwestern zu einer Nachbarin begeben und geschworen habe, sie setze nicht eher wieder einen Fuß in das Rohrmark'sche Haus, bis der Prinzipal zu Kreuze gekrochen sei und versprochen habe, Alles beim Alten zu lassen.

„Wenn Du mich zum Ersatz für Deine Haushälterin annehmen willst," sagte das hübsche Weibchen, „will ich versuchen, Dir und dem Club Ehre zu machen."

Rohrmark that sehr aufgebracht. Die Polizei sollte einschreiten und die widerspenstige Dienerin zu ihrer Pflicht zurückführen. Im Grunde aber war er froh, der Schwester gegenüber sich von einer Person befreit zu sehen, die gar oft ein Gelüste trug, die Herrin zu spielen und im Laufe der Jahre, ohne daß der Herr es merkte, sich des Regimentes ziemlich unumschränkt bemächtigt hatte. Noch ging er mit großen Schritten auf und ab, als es klingelte und sein Jugendfreund Dornbein erschien. Rohrmark eilte ihm sogleich entgegen, um ihn mit einer Fluth von Vorwürfen zu überschütten. Aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, als er Dornbein's Schwester, die reizende Sophie erblickte, die dem lange nicht gesehenen Jugendfreund mit der herzlichsten Begrüßung entgegen kam. Beide Paare sprachen angelegentlich mit einander. Endlich ermahnte Amalie mit leichtem Erröthen, sich an den Theetisch zu verfügen, und als spät am Abend Dornbein die letzte

Neige des Champagners schlürfte, sagte er mit höflicher Verneigung gegen seine schöne Nachbarin:

„Ihnen ist vielleicht noch nicht bekannt, daß ich das eine Meile von hier am See belegene Waldhäuschen zum Lerchenschlag gekauft habe. Gestern ist es mir vollständig übergeben und ich denke es morgen mit einem ländlichen Feste einzuweihen. Diesem Feste würde aber der eigentliche Glanz fehlen, wenn Sie, liebe gnädige Frau, dasselbe nicht durch Ihre Gegenwart verherrlichen wollten. Muß ich fürchten, eine Fehlbitte zu thun, wenn ich um die Erlaubniß anhalte, morgen um die zehnte Stunde bei Ihnen vorfahren zu dürfen?“

„Ich kenne das Waldhäuschen noch von früheren Tagen her,“ sagte Amalie. Es liegt idyllisch-romantisch. Nichts könnte mir willkommener sein, als in dieser lieblichen Zeit der Blüthen und Nachtigallen einige Stunden dort zuzubringen. Ich nehme daher Ihre Einladung mit vielem Danke an, versteht sich, aber nur unter der Bedingung, daß mein derzeitiger Gebieter, unser sehr gestrenger Herr Präsident, seiner ergebenen Magd dazu die Erlaubniß ertheilt.“

Rohrmark machte zu diesem etwas zweideutigen Compliment ein sauersüßes Gesicht. Aber ein zufälliger Blick auf seine Nachbarin übte den alten Zauber und er entgegnete mit großer Artigkeit:

„Dorbein ist so unwiderstehlich in dem Arrangement solcher ländlichen Feste, wie Du in Deinem pikanten Muthwillen. Fahrt zu jeder beliebigen Zeit und wenn ich es irgend möglich machen kann . . .“

Sophie sah ihn erwartungsvoll an und er sagte rasch:

„Ich bin gewiß von der Parthie, wenn es irgend möglich ist.“

Er wußte es aber schon jetzt, daß es morgen ganz gewiß möglich sein werde.

„Nun, das ist charmant,“ sagte Dornbein. „Brechen wir also jetzt auf, um uns desto zeitiger wieder zu sehn.“

Die Damen traten in das nahe liegende Kabinet, um über ihre Toilette zu sprechen. Rohrmark benutzte die Gelegenheit. Er stürzte auf Dornbein zu und flüsterte:

„Welcher Skandal war heute um Deinetwillen in dem Club. Wohin dachtest Du, als Du ausbliebst und im Wagen mit den Damen durch die Straßen stolzirtest? Vice=Präsident, Du hast Dich rechtschaffen blamirt.“

„Und Du wirst Dich erst noch blamiren!“ entgegnete Dornbein lachend, und reichte seiner Schwester, die eben wieder in das Zimmer trat, den Arm.

Die zehnte Stunde des folgenden Morgens kam und Dornbein noch etwas früher. Die Damen in ihren sommerlichen, morgenfrischen Toiletten waren so unwiderstehlich, daß Rohrmark, der eben seinem jungen Buchhalter den Laufpaß schreiben wollte, die Feder unwillkürlich aus der Hand fallen ließ und gedankenvoll sagte: „Wir sprechen morgen weiter von dem Geschäft, lieber Guthals!“ worauf sich der junge Mann, nicht ohne einen Blick des Staunens auf den Prinzipal zu werfen, entfernte und Amalie sagte:

„Es ist bereits mehrere Stunden Tag, und Du scheinst noch immer zu träumen, lieber Bruder.“

Rohrmark begrüßte die Gäste, die eigentlich seine Wirthe waren, mit Herzlichkeit, fand Sophiens Veilchen=

strauß allerliebst und küßte die Hand, die den Strauß hielt. Als Dornbein zum Aufbruch mahnte, reichte er Sophien den Arm. Aber in diesem kritischen Augenblicke überfiel ihn der Gedanke an die schwere Würde — eigentlich Bürde — seines Amtes und er sagte schnell, wie die Lüge immer ist:

„Nur bis an den Wagen ist es mir vergönnt, Sie zu begleiten. Ein unaufschiebbares Geschäft hält mich mindestens noch zwei Stunden hier zurück. Dann aber folge ich Ihnen, so schnell mein Pferd zu laufen vermag.“

Der Wagen rollte fort. Herr Zulip, der von Amtswegen zu einem feierlichen Begräbnisse ging, senkte seine Trauerflöre auf halber Stange, und Meister Ehrlich, der gefürchtete Ankläger des Clubs, folgte demselben mit langen Schritten. Es gelang ihm, auszuhalten. Amalie, die es bemerkte, ließ ihr Taschentuch im Winde flattern. Ein Zettel entfiel den Falten desselben und tanzte à la Pepita auf dem Straßenpflaster. Meister Ehrlich haschte darnach und es gelang ihm endlich, den Flüchtling einzuholen. Unterdessen war ihm der Wagen aus dem Gesichte gekommen. Aber das kümmerte ihn wenig; denn das Blättchen enthielt folgende inhaltsschwere Worte:

„Männer in dem Club der Freien! Euer Präsident und Vice-Präsident mißbrauchen Euer Vertrauen und sinnen auf Verrath. Wollt Ihr Gewißheit, so folgt uns.“

Unter diesen Zeilen war das Waldhäuschen genannt und der Weg beschrieben.

Meister Ehrlich wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Er setzte sich auf die nahe steinerne Bank und dachte nach. Ungewohntes lernt sich schwer. Eine Stunde

später kam der große Leichenzug vorüber, Herr Zulip an der Spitze. Ehrlich saß noch da. Das Leichengefolge kehrte nach beendigter Ceremonie von dem Kirchhofe zurück; Zulip hinterdrein. Ehrlich saß noch da.

Der Leichenbitter trat zu dem öffentlichen Ankläger und fragte:

„Warum?"

„Darum!" sagte der öffentliche Ankläger zum Leichenbitter und reichte ihm den Zettel.

Zulip las, überlegte, deutete dann mit der Hand in's Blaue und Beide folgten diesem Fingerzeige mit eiligen Schritten.

Eine Viertelstunde, nachdem die Herrschaften abgefahren, verließ Herr Rohrmark seine Wohnung und schlenderte dem Thore zu. Dort wartete ein Stallknecht mit dem Pferde. Er schwang sich auf und war bereits auf Richtwegen am See angelangt, als der Wagen mit den Damen erst auf der Höhe sichtbar wurde. Mit fröhlichem Lachen begrüßten sich die Freunde und gingen Arm in Arm nach dem Waldhäuschen.

In der Nähe desselben eilten Dornbein und seine Schwester voran. Rohrmark bewunderte die allerliebste Lage des Orts und Amalie rühmte spöttelnd die Geschicklichkeit, womit der Bruder allen Clubgenossen ein Schnippchen geschlagen. Insgeheim aber dachte sie an den Possen, den sie den Männern spielte und freute sich im Voraus unmäßig über den Ausgang ihrer improvisirten Comödie.

„Du kennst doch die Comedia del arte, lieber Bruder?" fragte sie plötzlich querfeldein.

„Nicht doch!" entgegnete er zerstreut. „Wo wird dergleichen aufgeführt?"

„Hier und von Dir!" sagte sie lachend im Weitergehen.

Eine artige Ueberraschung wartete ihrer. Dornbein und seine Schwester hatten als die Wirthe des Waldhäuschens ein kleidsames ländliches Costüm angelegt. Sie begrüßten ihre Gäste mit gereimten Sprüchen und trugen selbst das Frühstück auf.

Selten ist in wenigen Stunden so viel gescherzt und gelacht worden. Als der blendende Tag endlich vorüberrauschte und unter den hohen Waldbäumen die stille Dämmerung sich einheimte, sah sich Rohrmark mit Sophien allein. Sein Herz strömte über und er sagte, er wußte selbst nicht was. Ob Sophie ihn verstand? Oder verstehen wollte? Wenigstens erwiderte sie keine Sylbe. Aber ein leiser Druck ihrer Hand bezeugte, daß sie es empfunden.

„Bravo! Bravo! Bravo!" rief eine leise Stimme und zwei rosige Hände klatschten Beifall.

„Das habt Ihr gut gemacht, Kinder," fuhr die Stimme fort. „Sehr gut."

Rohrmark erschrak. Es überlief ihn heiß und kalt. Er befand sich auf den Knieen. Wie er in diese Lage gekommen war, begriff er nicht. Aber Sophie hatte sich zu ihm herabgebeugt und sah ihn mit ihren strahlenden Augen an.

„Nicht doch!" sagte die Schwester, die erschien, als er sich erheben wollte. „Du gefällst mir sehr in dieser Stellung. Bist Du Bräutigam, bin ich Braut und kann

auch mit einem Kniestück aufwarten. Dornbein, thun Sie Ihre Schuldigkeit.“

„Mit tausend Freuden!“ sagte dieser und drückte knieend Amaliens Hand an seine Lippen.

„Um Gotteswillen, Vice-Präsident! Was wird das geben?“ fragte Rohrmark tragikomisch.

„Ich habe keinen Begriff davon, Euer Würden,“ antwortete dieser. „Vorläufig aber zwei Hochzeiten.“

„Ihr werdet es gleich sehen!“ sagte Amalie. „Dort naht die Rache.“

Der öffentliche Ankläger trat athemlos aus dem Gebüsche.

„Wehe! Wehe! Wehe!“

In der Ferne ward der Leichenbitter sichtbar, wie er mit doppelten Flören, die sich wie Segel aufbauschten, den Hügel hinabsteuerte.

„Betroffen!“ rief Ehrlich nnd wollte hinzusetzen: In flagranti, aber die ungelenke Zunge stolperte über den lateinischen Brocken und den herbeieilenden Zulip am Arm ergreifend, sagte er schwer aufathmend:

„Ich kann’s nicht. Rede Er und versetze Er sie . . .“

„In den Anklagestand!“ ergänzte Jener.

„Ja!“ sagte Ehrlich, sich ermannend. „Angeklagte, überführt und verurtheilt . . .“

„Zu Unterrock und Nachtmütze!“ fiel Zulip kräftig ein.

Dornbein und Amalie lachten unaufhörlich. Sophie stand mit niedergeschlagenen Augen, in ihrer Verlegenheit zwiefach schön. Rohrmark war in einer nicht beneidenswerthen Lage. Aber ein Blick auf Sophie bestimmte

sein Schicksal. Er richtete sich stolz auf und rief den beiden Anklägern zu:

„Packt Euch, Ihr Schelme. Hier wollen wir Euch nicht länger dulden und Morgen wird sich Alles finden."

„Es wird sich nichts finden!" rief Meister Ehrlich. „Kein Präsident und kein Vice-Präsident. Sie werden darnieder geworfen."

„Und begraben!" ergänzte Zulip.

Die gefürchteten Diener des Clubs verloren sich in der wachsenden Dämmerung und die beiden glücklichen Paare tanzten mit fröhlichem Behagen auf dem grünen Rasen vor dem hellerleuchteten Waldhäuschen.

Am andern Morgen war die Stadt in großer Bewegung. Viele Geschäfte und Werkstätten blieben geschlossen. Ihre Inhaber strömten zu einer außerordentlichen Sitzung in den Clubsaal. Der Alters-Präsident sprach bewegliche Worte und forderte die Diener des Clubs auf, ihre Anklage zu erheben. Da trat Herr Guthals ein und überreichte zwei Schreiben, worin Rohrmark und Dornbein ihre sofortige Entlassung einreichten. Tumultuarisch stürzten Alle hinaus; sie wollten Rache für die beleidigte Würde der Versammlung.

Die von dem Zorn ihrer Genossen Bedrohten ließen sich diesen Aufstand nicht sonderlich anfechten. Dornbein scherzte darüber in seiner heiteren Weise, als er mit der Schwester bei dem Freunde eintrat und Rohrmark entgegnete ihm:

„Ich habe Euch gestern Abend ersucht, heute mit uns

zu frühstücken, damit Ihr seht, daß ich es ernstlich mit dem Gesinnungswechsel meine."

„Diesen Wechsel acceptire ich für meine Freundin," sagte Amalie.

„Sie können es ohne Gefahr," entgegnete Dornbein, „denn er ist vollkommen wechselfähig."

Die Frauen lachten.

„In einer Stunde ist reines Haus," versicherte Rohrmark und zog die Klingel. Herr Guthals, der wohlunterrichtet schien, trat ein und brachte die Frau Schlachtmund und den alten Andres mit. Die Erstere präsentirte sich als Henkeltopf und Andres, der bei seinem Frühstück gestört ward, sagte mürrisch:

„Was soll ich denn hier?"

„Das wird Ihnen der Herr schon sagen!" entgegnete Jener und Rohrmark sprach:

„Hört, Ihr Beide! Sie, Frau Schlachtmund, ist bei mir, so lange ich einen Haushalt führe. Ihn, Andres, habe ich schon vom Vater überkommen. Ich habe Euch Beide stets gut behandelt und nur von Euch verlangt, was billig ist. Ihr habt wenig auf meine geringen Forderungen geachtet, aber reichlich genommen, was Euch gut dünkte. Ich habe bei allen diesen Ungehörigkeiten ein Auge zugedrückt, weil ich ein Sclave der Gewohnheit bin und hundert Uebelstände geduldig ertrage, um einem einzigen zu entgehen. Aber Ihr habt es so arg getrieben, daß, wenn ich auch beide Augen zudrückte, ich es doch mit Händen greifen konnte. Jetzt Lied am Ende. Ihr müßt Beide noch heute zum Hause hinaus."

„Das ist nun der Dank für langjährige treue Dienste,"

sagte Andres trotzig. So sind die Herrschaften. Aber ich lasse es mir nicht gefallen."

„Schweige Er und schnür Er Seinen Bündel. Herr Guthals wird Ihm für einen Monat Lohn und Kostgeld zahlen. In einer Stunde ist Er draußen. Und um meines Vaters willen werde ich Ihn in's Spittel bringen lassen. Da findet Er eine Suppe, wenn auch etwas magerer als hier, und statt des Danzigers, muß Er sich mit Brunnenwasser begnügen. Aber Er hat doch zu leben. So geht es faulen Grobianen. Marsch!"

Andres schlich hinaus. Frau Schlachtmund machte sich lang, indem sie auf den Zehen balancirte, und rief:

„Na, das muß ich sagen."

„Was Sie betrifft," fuhr Rohrmark fort, „so theilt Sie mit dem Andres gleiches Schicksal. Ich kenne genau die Geschichte Ihrer Marktpfennige, die wohl besser Marktthaler hießen. Gegen das Versprechen, daß ich die Sache nicht weiter berühren will und gegen die Entschädigung eines halbjährigen Lohnes, wird Sie wohl die Gefälligkeit haben, uns nicht weiter zu incommodiren. Wenn aber nicht, so kann mein Advokat . . ."

„Undank ist der Welt Lohn!" schrie Frau Schlachtmund. „Der Herr Bräutigam geben's ja gewaltig vornehm. Wird aber eine Zeit kommen, wo Sie sich nach den Fleischtöpfen der alten Haushälterin zurücksehnen. Aber alsdann nicht rühran!"

Sie ging mit dröhnenden Schritten hinaus.

„Sie, lieber Guthals," fuhr Jener fort, „habe ich mit zweihundert Thalern Zulage bedacht. Nächsten Sonntag sind wir wieder im Waldhäuschen. Kommen Sie

auch dahin und bringen Ihre liebe Braut mit. Und nun schaffen Sie mir das Gesindel aus dem Hause."

Eine so durchgreifende Reform in einem so angesehenen Hause konnte nicht unbemerkt vorübergehen. Sie trug sich von Mund zu Mund und als die Männer unverrichteter Sache von der außerordentlichen Sitzung nach Hause kamen, wußten alle Weiber und Schwestern, alle Mütter und Tanten, was die Glocke geschlagen hatte. Sie griffen, je nach Stand und Würden, zu den natürlichen Waffen des Geschlechts. Die gute Stadt hatte noch nie an einem Tage so viele Thränen und Ohnmachten gesehen, noch nie so vielfach variirte Weiberstimmen gehört. Die geheime Chronik sagt, daß am Abend selbigen Tages die Scene vor dem Waldhäuschen als lebendes Bild in den verschiedensten Theilen der Stadt zur Darstellung gekommen sei.

Gewiß ist, daß der Club der freien Männer mit diesem Tage begraben ward, und daß Ehrlich und Zulip als die letzten Ruinen desselben in die Zukunft des Städtchens hinein ragten. Was aber ihr endliches Schicksal gewesen ist, darüber hat die Chronik nichts veröffentlicht.

Maler, Schauspieler, Gastwirth.

Eine heitere Erzählung.

„Ich glaube nicht, daß es noch eine Dachstube giebt, die jämmerlicher meublirt ist, als die unsrige," sagte Adolf, der zu Thaliens Fahne geschworen hatte und dessen Schuld es nicht war, daß er nicht auf dem Etat der größten Hofbühne stand.

„Doch!" entgegnete Friedrich, der Portraitmaler und des jugendlichen Roscius Freund. „Diejenige, welche wir beziehen werden, wenn man uns hier nicht länger ohne Miethe wohnen läßt."

„Die Wohnung wäre erträglich genug," sagte Adolf wieder, wenn nur etwas darin wäre."

„Außer uns Beiden," rief Friedrich, „auch nicht eine Fliege, da sie keine Lust zum Verhungern hat. Aber schweige. Ich bin gerade daran, wie Romano, die Linie zu einem Brutuskopfe zu finden."

„Ich wollte lieber, Du fändest die Linie zu einem guten Frühstück. Und wenn sie dünner wäre, als ein Haarseil, ich liefe darauf entlang."

„Materieller Mensch!"

„Du hast gut reden. Dich hat gestern ein alter Bekannter mit einem brillanten Abendessen traktirt. Du schwelgst noch in der Erinnerung. Aber ich habe seit dem dünnen Kaffe, sammt alter Semmel, den die keifende

Mutter mir vorsetzte, als sie hierdurch in's neue Engagement reiste, nichts zu mir genommen. Vier und zwanzig Stunden!"

„Horch!" sagte Friedrich. „Es poltert etwas auf der Treppe. Vielleicht ein Kunde, der sich malen lassen will. Ich werde seinen Wunsch nur gegen einen mäßigen Vorschuß erfüllen."

„Oder ein Direktor, der mir ein Engagement anbieten will. Ich schließe den Contract jedenfalls nur bei Tische ab."

Aber keiner der Erwarteten trat ein, sondern die alte Wirthin erschien belfernd und keifend, um den rückständigen Miethszins mahnend, und ging noch drei Mal keifender wieder hinaus, weil sie nichts gesehen hatte, woran sie sich einigermaßen hätte pfänden können.

„Das ist ein sehr erbärmliches Leben!" rief der Schauspieler.

„Ein sehr erbärmliches!" unterbrach ihn der Maler. „So kann es nicht fortgehen. Es muß durchaus anders werden."

„Einverstanden! Aber wie?"

„Gut Ding will Weile haben. Laß mich es überlegen. Ich weiß einen Freund, von dem im Nothfall noch einige Groschen zu pumpen sind. Unterweges denke ich reiflicher über Alles nach und kehre mit Brod, Bier und vernünftigen Gedanken zurück."

Er war an's Fenster getreten, um an der dort hängenden Spiegelscherbe Toilette zu machen.

„Ich finde unsere Wohnung, genau genommen, doch nicht so ganz übel. Sie hat mindestens eine hübsche Aussicht."

„Auf das himmelhohe graue Haus da drüben?“

„Ja. Und insbesondere auf die Dachkammer mit den beiden schönen Kindern darin.“

„Mit denen Du schon ein paar Mal rechtschaffen geliebäugelt hast.“

„Ich ahmte darin nur Dir nach. Aber wir sind noch nicht weiter, als an dem ersten Tage, da diese Liebelei begann. Es sind honnette Mädchen, denen man nichts anhaben kann.“

„Häuslich sind sie und arbeitsam.“

„Und schön wie die Engel. Höre Du! Ich hätte fast Lust . . .“

„Wozu hast Du Lust?“ fragte Adolf ernst. „Willst hinüber gehen und Deiner Erkornen einen Heirathsantrag machen? Das würde eine saubere Wirthschaft mit Euch Beiden werden, wenn die Dirne toll genug wäre und einwilligte. Apropos! Auf welche von Beiden ist denn Deine Wahl gefallen?“

„Auf die Blondine,“ entgegnete der Maler.

„Das ist Dein Glück! Die Brünette ist meine Passion. Die armen Dinger nähren sich mühsam genug von ihrer Hände Arbeit.“

„Die armseligen Fähnchen, die sie tragen, bezeugen es.“

„Ich habe mich im Stillen nach ihnen erkundigt,“ sagte Adolf. „Sie sind die Töchter einer kürzlich verstorbenen Beamten-Wittwe, deren kümmerliche Pension nicht hinreichte, die Kinder und sie zu ernähren. Da ist die alte Frau, halb vor Gram, halb vor Hunger gestorben.“

„Besser überlegt, will ich mir die Geschichte doch aus dem Sinn schlagen!“ sagte Friedrich.

„Daran thust Du gescheut!“ entgegnete Adolf, „obgleich noch etwas dabei ist, worauf ein Enthusiast wie Du, Fuß fassen könnte. Die alte Frau hinterließ wohlhabende Verwandte, die sich von ihr zurückzogen, als sie den armen Schlucker heirathete. Die ganze Familie ward ihr deshalb spinnefeind. Nun, der Tod versöhnt Alles, sagt man; vielleicht auch jene bösen Verwandten.“

„Das klingt mir zu pathetisch,“ sagte Friedrich, der bei der mangelhaften Auswahl von Gegenständen nur mühsam mit seiner Toilette zu Stande gekommen war. Schade um die schönen Kinder. Aber ich muß zu dem Freunde, auf dessen Börse ich einen Angriff versuchen will, und während des Weges berathe ich mit mir über unsere Zukunft. Laß Dir die Zeit nicht lang währen.“

Er eilte die Stiege hinab und Adolf griff nach einem etwas zerfetzten Hefte. Es war eine Paraderolle, worin er jeden Augenblick aufzutreten bereit war, wenn sich ihm eine Gelegenheit dazu darbot.

Die beiden jungen Mädchen drüben, die ihre liebe Jugendzeit damit hinbrachten, einen Faden nach dem andern einzufädeln, hatten, trotz ihres Fleißes, manchen Blick für ihre Nachbarn übrig, den sie verstohlen hinüber warfen und dann mit allerlei Gedanken kämpften, die sie seufzend unterdrückten.

„Schade,“ meinte Pauline, die Blonde, „daß sie Beide ein so gar unsicheres Brod, oder vielmehr gar keins haben. Einer ist Portraitmaler.“

„Das ist der, der Dich immer so freundlich grüßt,“ sagte die brünette Caroline. „Armes Kind! Er ist der

Aermste von den Beiden. Da geht er gerade aus der Thür. Sein Anzug ist nichts weniger, als glänzend."

„Immer noch besser, als Dein Schauspieler," entgegnete Pauline leicht erregt. „Es steht Dir nicht besonders gut, in solcher Weise mit mir zu sprechen. Können wir denn etwas dafür, daß wir so sehr arm sind. Wenn die Mutter Dich gehört hätte."

„Ach, die Mutter!" seufzte Caroline und Beide wurden still. Nach einer Pause sagte Pauline:

„Die Mutter hat auch einen armen Mann genommen und es hat ihr nimmer leid gethan. Aller Mangel hat sie nicht verstimmt und sie war nur traurig, als sie ihn verlor. Erst, als ihre letzte Stunde kam, war sie wieder zufrieden, weil sie fortan bei ihm sein konnte. Das hat sie gesagt, als sie uns ihren letzten Segen gab."

„Weißt Du, Pauline," sagte die Schwester, „wir haben es besser, als die Mutter."

„Wie meinst Du das?"

„Weil wir keine reichen Verwandten haben, die sich alle Mühe geben, unsere Heirath zu hintertreiben und nachher, wenn es ihnen nicht gelingt, nicht ruhen, uns tausend Schabernak zu spielen und uns in der Noth zu verspotten."

„Das war mehr als grausam," sprach Pauline vor sich hin. „Von den Andern will ich indessen Nichts sagen; die standen der Mutter zu fern. Aber eine leibliche Schwester war darunter. Wenn Du jemals so gegen mich handeln könntest, Caroline."

„Man muß nichts verschwören," sagte diese neckend. „Wenn mein Courmacher von drüben einst in der Resi=

denz einer der ersten Schauspieler ist und mich heirathet, Wer weiß, welcher Hochmuthsteufel mich dann plagt."

„Ach! Man darf auch im Scherz nicht solche Dinge sprechen," sagte verweisend Pauline. „Du, als die Aeltere, solltest das am ersten wissen. Was hätten wir beiden verlassenen Geschöpfe auf der Welt, wenn wir uns nicht hätten und unsere Liebe zu einander?"

Beide Mädchen umarmten sich innig und weinten, ohne recht zu wissen warum? Mädchenthränen bedeuten oft so wenig und oft — ach, so viel. Man kann nur ihre Quelle nicht jedes Mal ergründen, die stets in dem tiefsten Schacht des sorgsam umschleierten Herzens verborgen ist.

Während die Mädchen in solcher Weise mitsammen schwatzten und ihre Herzen einander öffneten, rannte ihr Nachbar, der Schauspieler, in seiner Kammer auf und ab. Er warf die Arme links und rechts, die Beine voraus, den Kopf in den Nacken und deklamirte so Wände erschütternd, daß er, von der Allgewalt seiner eigenen Beredsamkeit hingerissen, es nicht vernahm, daß schon drei Mal an die Thür gepocht worden.

Ein kleines Männchen mit einem sehr abgetragenen seegrünen Rock, dürftiger Wäsche und mit bestäubten Kamaschen trat ein, als Adolf gerade eine bedeutende Kraftstelle sprach und begann wüthend zu applaudiren.

Adolf verneigte sich unwillkührlich vor dem Fremden und sagte dann:

„Mit Wem habe ich die Ehre?"

„Ich heiße Blaumann," sagte der Herr im seegrünen Rock," und habe das Unglück, nicht nur der Direktor

eines Theaters, sondern auch ein Enthusiast für dasselbe zu sein. Ich bin eigentlich zwei Personen, mein Herr."

„Kaum ausreichend für Eine!" brummte Adolf vor sich hin, die kleine Figur des Herrn Blaumann musternd.

„Ich erlaube mir, Ihnen das deutlich zu machen, mein Herr. Wenn ich finde, daß meiner Bühne irgend etwas mangelt, halte ich es für meine Pflicht, überall sorgfältig nachzuforschen, wo und wie ich es in bester Qualität und für den möglichst geringen Preis erhalten kann."

„Das läßt sich denken," sagte Adolf spöttisch.

Blaumann entgegnete achselzuckend: „Das Geschäft bringt es so mit sich. Sie an meiner Stelle würden es ebenso machen und thäten ganz recht, während ich mich jedes Mal durch mein zweites Ich, den Enthusiasten übertölpeln lasse, der mir schon manchen soliden Handel verdorben hat. So jetzt den mit Ihnen."

„Mit mir, Herr Blaumann?"

„Gerade mit Ihnen. Ich brauche einen ersten Liebhaber und Helden; höre, daß Sie, so zu sagen — bitte, es aber nicht übel zu nehmen — Hungerpfoten saugen und denke, Sie billigen Kaufes mit mir hinweg zu führen. Da höre ich Sie deklamiren. Mir schwant schon Böses und ich stecke deshalb beide Hände vorsichtig in die Tasche. Aber der verdammte Enthusiast in mir reißt sie mir wieder heraus und schlägt sie zusammen, als ob ich ein ganzes, großes verehrungswürdiges Publikum wäre und die Claque dazu. Nun habe ich mich selbst gefangen und muß Zulage geben, ehe ich noch überhaupt ein Gebot gemacht habe.

„Das ist eine neue Art, Contrakte abzuschließen,“ sagte Adolf. „Aber wir wollen nicht viel Federlesens mit einander machen; darum bin ich eben so aufrichtig als Sie und sage Ihnen, daß ich tüchtig in der Patsche sitze und um heraus zu kommen, gern bereit bin, auf einigermaßen leidliche Bedingungen einzugehen.

„Herrlicher junger Mann!“ antwortete der Direktor gerührt. „Aber ich stehe Ihnen an Großmuth nicht nach und werde das Möglichste für Sie thun, wenn ich nur oberflächlich von Ihren Fähigkeiten unterrichtet bin. Wie steht es mit der Memorie?“

„Vortrefflich. Ich habe einmal im Nothfall den Jaromir mit Haut und Haar in drei Tagen hineingewürgt.“

„Und das Repertoir?“

„Ich kann den Ottfried, den Struensee, den Georg Winegg an den Fingern hersagen.“

„Erlauben Sie!“ unterbrach Jener. „Nur keine Gutzkow's, keine Freitag's und keine Laube's und dergleichen gelehrten Kram. Das mag für die Hoftheater und Stadtbühnen willkommenes Futter sein. Meine braven Landstädter, mein Publikum nach altem Schnitte wendet sich verachtungsvoll von diesen neumodischen Kunststudien ab und verlangt, wie es unsere Väter thaten, eine althergebrachte, hausbackene Komödie. Wie steht es mit dem Balduin von Eichenhorst, dem Kaspar der Thoringer, und dem Urskoff in der Bestürmung von Smolenks?“

„Dergleichen Waare liefere ich Ihnen auf Bestellung Tag um Tag eine andere Rolle.“

„Und damit reichen wir vollkommen aus. Wir sind also Handelseins.“

„Mann! Sie haben ja ein Repertoire, wie einst das Königstädtische Theater in Berlin.“

„Besser, mein Charmanter! Besser! Dort sprangen sie doch mitunter vom rechten Wege ab, und griffen hier und dort hin, ohne zu wissen weshalb. Aber bei uns bleibt Alles stehen und liegen, wie es einmal steht. Die Kreuzfahrer, die Johanna von Montfaucon und die Agnes Bernauerin. Höchstens lasse ich an hohen Festtagen den Ferdinand von Walter und den Karl Moor gastiren. Dann ist aber auch Abonnement suspendu. Unter uns: Meine Garderobe, meine Decorationen, kurz, der ganze Habitus passen dazu. Zu dem neuen Kram müßte ich auch neue Schneider, neue Maler und was weiß ich haben; nicht zu gedenken der großmäuligen Dichter, die auf Honorar Anspruch machen, oder gar auf Tantième und mit dem schwarzen Register in der Theaterchronik drohen. Das ist auch eine Errungenschaft der neuern Zeit und eine Erfindung der großen Hoftheater, welche den Herren von Holbein und von Küstner der liebe Gott vergebe. Sie gefallen mir und wenn es Ihnen recht ist, brechen wir gleich zusammen auf.“

„Das wäre allerdings kurz und bündig. Aber wir haben noch kein Wort von den Engagements-Bedingungen gesprochen.“

„Liebster Mann, das geht bei mir Alles nach der Chablone. Von dem Augenblicke an, da Sie bei mir in Engagement treten, bin ich Ihnen Vater und Mutter. Letzteres ist eigentlich meine Frau, die für die Oekonomie

sorgt. Sie wohnen unter einem Dache mit mir; wir essen aus einem Topfe und trinken aus einem Becher.

„Recht patriarchalisch.“

„Darum habe ich auch gar keine Idee von Spielhonorar, Garderobengeld und ähnlichen, der Kunst verderblichen Erfindungen der Neuzeit. Hingegen spende ich zu jeder Vorstellung, worin Sie eine Paraderolle haben, nach Umständen zwei bis drei Billets oder mehr für diesen oder jenen händebegabten Freund. Sie verstehen mich?“

Herr Blaumann machte die Pantomime des Applaudirens.

„Also diese Atrappe der Neuzeit hat sich doch Ihren Beifall erworben?“

„Schatz! Was will ich machen? Man muß mitunter ein Auge zudrücken. Aber um unsere Angelegenheit zu Ende zu bringen, und weil ich den Enthusiasten doch einmal habe durchblicken lassen, gebe ich Ihnen außerdem als Taschengeld die Woche einen Thaler.“

„Einen ganzen Thaler fragte Adolf ironisch.

„Ich hoffe,“ entgegnete Herr Blaumann sehr ernsthaft,“ daß die Einnahmen, die ich Ihrem Talente verdanken soll, so ausfallen, daß ich diesem Versprechen Genüge leisten kann. Im Falle einer Insolvenz, erzielt durch mangelhafte Einnahmen, erachte ich mich auch dieser Zahlung ganz oder theilweise enthoben. Nun? Weshalb besinnen Sie sich noch lange? Ich biete Ihnen eine sorgenlose Existenz und eine ehrenvolle künstlerische Wirksamkeit. Eine besondere Wahl bleibt Ihnen nicht.“

„Das ist wahr!“ entgegnete Adolf tragikomisch. „Alles ist vorbei und wenn nicht mein Freund, den ich

eben die Treppe heraufkommen höre, Hülfe bringt, so ist jede Aussicht versperrt."

Friedrich trat unterdessen mit einem trübseligen Gesichte ein. Adolf errieth ihn:

„Es war vermuthlich ein vergeblicher Gang?"

„Alles umsonst. Das Tigerherz ließ sich durch nichts erweichen. Wir sind noch miserabler daran, als vorher, denn es geht stark auf Mittag und wir haben noch immer kein Frühstück."

Herr Blaumann sah die jungen Leute wechselweise an. Er hatte den Enthusiasten schnell verjagt und der Direktor herrschte unbeschränkt.

„Nun, mein Herr?" sagte er gemessen zu Adolf. „Die Zeit verstreicht. Ich bitte um entscheidende Antwort."

Adolf bedachte seines Freundes Lage und die seine und fragte:

„Du willst also durchaus von hier?"

„Ich sehe kein anderes Heil für Dich und mich. Hier gehen wir unter in Mangel und Müßiggang. Und obenein verliere ich Kopf und Herz. Die hübsche Blondine von drüben — sie stand am Brunnen und holte einen Krug mit Wasser. Als sie mich so unerwartet kommen sah, erschrak sie und wäre gefallen, wenn ich ihr nicht beigesprungen wäre. Wir müssen gewiß und wahrhaftig fort."

„Wohlan, Herr Blaumann; ich bin der Ihrige. Aber nur unter einer einzigen Bedingung, die unerläßlich ist."

„Und diese wäre?"

„Dort steht mein Freund, mit dem ich alle Trübsale, die aus zwei leeren Börsen entspringen, durchgemacht habe. Er will fort und anderswo sein Glück versuchen.

Dazu braucht er Reisegeld und wenn ich mit Ihnen ziehen soll, müssen Sie mir auf der Stelle einen monatlichen Vorschuß geben."

„Vier Thaler?"

„Und einen fünften dazu für mich als Handgeld."

„Vorschuß ist eine Theater-Errungenschaft, die für mich nicht vorhanden ist."

„So bleiben wir zusammen und hungern weiter. Sie aber halten sich gefälligst nicht länger auf."

„O Sie Tiger! Sie Hyäne! Sie Vampyr!" schalt Herr Blaumann und zog die Börse. „Sei es denn! Fünf blanke Preußen!"

„Geben Sie her! Da, Friedrich, nimm! Du vier, ich einen, das ist brüderlich getheilt."

„Adolf, das werde ich Dir nimmer vergessen. Ich trenne mich mit schwerem Herzen von Dir. Aber Eins wollen wir uns geloben."

„Und was?"

„Bei uns soll es nicht heißen: aus den Augen, aus dem Sinn. Wir wollen einander treu bleiben und helfen in Noth und Tod."

„Du bist und bleibst der alte Enthusiast. Aber wenn es der Zufall will, daß mir ein glückliches Loos beschieden wird und Du leidest Noth, so bist Du meiner Hülfe so gewiß wie heute."

„Und ich! — Aber, was kann ich Dir versprechen? Ich bin ein Pechvogel gewesen mein Lebelang und werde es bleiben, bis an mein seliges Ende. Lebe wohl, Adolf! Von dem mattesten Sonnenstrahl, der meinen Weg erhellt, sollst Du Deinen Antheil haben."

„Jetzt wäre ich in der Stimmung, den Carl von Moor zu spielen!“ rief Adolf. „Kommen Sie, Herr Direktor.“

„Nicht also!“ sagte Dieser. Man soll nicht von mir sagen, ich sei ein gefühlloser Klotz, der eine solche Scene, ohne Thränen zu vergießen angesehen hätte. Zwei solche Freunde sollten sich trennen, ohne mitsammen noch einmal gefrühstückt zu haben? Das darf nicht geschehen. Sie folgen mir in meinen Gasthof. Wir essen mitsammen, trinken unser Gläschen und wünschen uns gegenseitig eine glückliche Reise.“

Adolf trat erstaunt einen Schritt zurück: „Woher kommt diese unerklärliche Großmuth?“

Blaumann machte ein klägliches Gesicht: „Habe ich es nicht gesagt, daß ich eine Doppel-Natur bin? Das ist der Kerl, der Enthusiast, der mich bei vernünftigen Leuten um alles Renommé bringt. Aber Ihr Beide seid auch keine vernünftigen Leute. Kommt! Kommt! Wir gehen in's goldene Horn und wenn wir tüchtig miteinander gezecht haben, wandert unser Maler in die weite Welt hinein und wir Beide fahren mit der Landkutsche dreizehn Meilen weit nach Grüneiche, wo ich übermorgen meine Bühne zu eröffnen denke.“

Mit diesen Worten eilte der Director die Treppe hinab. Die Freunde folgten ihm, nicht ohne sich wehmüthig in der kleinen Klause umzuschauen, worin sie so manchen trüben Augenblick hausten und die sie nun für immer verlassen sollten. Und es däuchte ihnen einen Augenblick lang, als könnten sie nicht von dannen.

Und Wem, der aus tiefem Leid zu einem wolkenlosen

heitern Glücksstand kam, ist es nicht begegnet, daß er, in dem Schooße der Fülle und des Ueberflusses ruhend, sich zurücksehnte nach der verlassenen Klause des Elends, um in der Wollust des Schmerzes zu schwelgen?

Die Schwestern, durch häusliche Geschäfte und andere Besorgungen kurze Zeit von einander getrennt, saßen wieder beisammen. Pauline erzählte ihr Erlebniß am Brunnen mit dem Maler. Caroline hörte schweigend zu und bedauerte nur, daß sie nicht mit dem Wasserkruge gegangen und daß es nicht der Schauspieler gewesen, der ihr zu Hülfe geeilt, als sie gerade fallen sollte, oder wollte.

Da vernahm man draußen Tritte. Die Mädchen fuhren auseinander und die muthwillige Caroline rief:

„Horch! Dein Maler will sich den Dank für seine Hülfe erbitten, und kommt geradesweges hierher. Wie denkst Du Dich mit ihm abzufinden?"

„Sprich doch nicht so etwas. Es wird die alte Handelsfrau sein, die uns die neue Arbeit bringt."

Aber es war keiner von Beiden. Als die Thür sich öffnete, gewahrten die Schwestern eine alte in Trauer gekleidete Frau, die ihnen unbekannt war. Sie sah sich im Zimmer um und fragte nicht ohne Bewegung:

„Bin ich hier recht in der Behausung der verwittweten Kanzelistin Winter?"

„Das war unsere Mutter," sagte Caroline.

„Sie brauchen es nicht zu sagen," entgegnete die alte Frau," denn Sie sind ihr wie aus den Augen geschnitten. Wie heißen Sie denn?"

„Caroline, gute Frau."

„Sie sind also die Aelteste? Und jenes gute sanfte Kind ist Pauline?“

„Allerdings,“ entgegnete Caroline. „Aber wollen Sie uns nicht sagen, woher Sie uns kennen und was uns die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

„Ja, ja, Kinder! Ich habe Euch Manches zu sagen und weiß nicht, wie ich es eigentlich anbringen soll. Laßt mich aber niedersitzen; das viele Treppensteigen hat mich ermüdet.“

Alle Drei setzten sich neben einander und die Mädchen harrten mit gespannter Neugier der Dinge, die ihnen offenbar werden sollten.

„Daß ich's kurz mache,“ begann Jene. „Ihr wißt, Eure Mutter hatte sich wider den Willen ihrer Verwandten verheirathet und dadurch den Zorn derselben erregt. Man ließ sie ihres Weges gehen und kümmerte sich nicht um sie.“

„Das war sehr hart und grausam,“ sagte Pauline.

„Wohl war es das,“ fuhr Jene fort. Aber wer kann für die Leidenschaften der Menschen? Ich habe am meisten dabei gelitten, denn daß ich es nur gerade heraussage. Eure Mutter war meine Schwester.“

„Sie sind unsere Tante Lorenz?“ rief Caroline hastig und Pauline rückte unwillkührlich ihren Stuhl ein wenig zurück.

„Wohl verdiene ich Vorwürfe, aber doch nicht in dem Grade, als Ihr zu glauben scheint. Ich bin von jeher ein willenloses Geschöpf gewesen, das leicht einzuschüchtern war. Als nun die ganze Familie sich erhob, absonderlich mein Mann, der ein eisernes Hausregiment führte,

und über die Heirath zornig war, weil Eure Mutter seinen Bruder hatte nehmen sollen, wagte ich den Mund nicht zu öffnen und mußte es dulden, daß meine Schwester mich für eben so schlecht hielt, als die Andern."

„Sie hatte auch nicht Unrecht," dachte Caroline und Pauline seufzte: „Es wäre mir am Ende eben so ergangen." Die Tante aber fuhr fort:

„Was Anfangs gezwungen begann, wurde aus Gewohnheit fortgesetzt. Aber im Stillen dachte ich oft der Schwester und sandte ihr heimlich Dies oder Jenes, bis endlich mein Mann dahinter kam und mir nun auch dies nicht mehr vergönnt war. Ach, Kinder, laßt mich nicht mehr von jenen Zeiten sprechen. Ich habe genug ausgestanden, daß ich meine arme Schwester nicht wiedergesehen habe. Mein Mann — Gott verzeihe ihm seine Härte! — ist nun auch hinüber. Ich aber bin frei in meinem Thun und hierher gekommen, Euch mit mir zu nehmen, wenn Ihr mir folgen wollt und an Euch gut zu machen, was ich an Eurer Mutter verschuldet habe, soviel ich kann. Seyd Ihr es zufrieden?"

Die beiden Mädchen saßen da, sahen bald sich, bald die Tante an und wußten nicht, was sie zu der unerwarteten Wendung ihres Geschickes sagen sollten. Endlich wurden sie vertrauter mit einander. Das Gespräch flog hin und her und das Ende der Besprechung war, daß die Schwestern ihre Habseligkeiten zusammen packten, um noch selbigen Tages nach Grüneiche zu fahren, wo Tante Lorenz die Besitzerin des Gasthofes zum weißen Engel war.

Als die Schwestern den Wagen bestiegen, um dem

verheißenen Paradiese entgegen zu fahren, geschah es, daß sie, wie unwillkührlich, zum fünften Stocke des Nachbarhauses hinaufsahen, aber ohne etwas zu entdecken. Ihre Blicke begegneten sich. Sie errötheten und fuhren davon.

Ein unerwartetes Ereigniß war ihnen noch bereitet. Als sie, eine Viertelmeile von ihrer Heimath entfernt, die Stelle erreichten, wo zwei große Landstraßen sich kreuzten, sahen sie zwei Landkutschen neben einander halten, welche die Passagiere wechselten.

Auf der Imperiale der Einen saß Blaumann mit weinseligem Gesicht. Ihm zur Seite stand Adolf laut rufend und mit dem Hute winkend, während Friedrich, den Knotenstock in der Hand, sich anschickte, in's Blaue hineinzuwandern.

Die beiden jungen Männer gewahrten ihre schönen Nachbarinnen in dem stattlichen Wagen. Ein Ruf der Ueberraschung flog von ihren Lippen. Hüte und Tücher wurden wiederholt geschwenkt. Aber in demselben Augenblicke rückten die Landkutschen auseinander. Es ward freie Bahn und die leichtfüßigen Braunen der Frau Lorenz flogen im gestreckten Trabe davon.

Wir hausen nun in Grüneiche und zwei Orte sind es, welche unsere Aufmerksamkeit besonders fesseln. Der Erste ist die abentheuerliche Wohnung des Theaterprinzipals Blaumann und seiner Schauspieler. Er hat sie nach altpatriarchalischer Sitte um seinen Heerd versammelt, nährt sie mit mageren Suppen und sucht sie mit wohlwollenden Redensarten zu beschwichtigen, wenn in

ihnen die Sehnsucht nach Rostbeef und klingender Münze lebendig zu werden droht. Unwillig sträubt sich das lebenslustige Volk gegen diese Tyrannei und strebt darnach, das Netz zu zerreißen, worin es zappelt. Aber es steht in dem Bann der Nothwendigkeit, denn hier ist doch mindestens ein Engagement mit einer mageren Suppe, während hundert Andere vergebens nach einem solchen Asyle seufzen: denn die Zeit steht auf dem Kopfe*) und mitten im tollen Mummenschanz jagt die Politik als Pritschenmeister umher und treibt alles Volk aus dem Kreise des Harmlosen in den tollen Wirrwar hinein. Nirgends, außer in ihm, soll das Himmelreich zu finden sein.

Die zweite Behausung die ein schützendes Dach darbeut, ist der Gasthof zum weißen Engel, der Tante Lorenz gehörig. Alle Gäste, die darin verkehrten, waren der Meinung, daß die beiden Nichten der Wirthin mit dem weißen Engel auf dem Schilde nicht gemeint sein konnten, denn diese hatten Wangen so rosenroth, daß der gemalte Engel an der Thür — sichtlich aus Neid darüber — täglich blässer wurde, was die Leute, alberner Weise, auf den Einfluß der Witterung schoben.

Der männliche Theil des Bühnenpersonales hatte bald herausgebracht, daß es in diesem Gasthofe nicht nur zwei hübsche Mädchen, sondern auch einen guten Wein zu mäßigem Preise gab, und lenkte seine Schritte dahin, zum größten Aerger der Wirthin, die bei diesen Besuchen an Wein und Kreide immer ärmer wurde, denn je-

*) Schrieb's 1848.

mehr von dem Ersteren getrunken wurde, jemehr mußte sie von der Letzteren aufwenden.

Adolf war keiner der Letzten, der diese Entdeckung machte und noch eine zweite dazu: Nämlich die, daß die stille Neigung aus der nachbarlichen Dachstube sich hier befand und eine wichtige Rolle spielte. Er wurde sehr nachdenkend, sah seufzend die Fleischtöpfe Aegyptens am hellen Feuer schmoren und bedauerte, nicht eine hinreichend lange Gabel zu besitzen, um beliebig zulangen zu können.

Caroline schien diese Empfindungen dem vollen Werthe nach zu würdigen. So sehr sie ihrer Tante Gerechtigkeit widerfahren lassen und gestehen mußte, daß sie eine der tüchtigsten Gastwirthinnen sei, war sie doch auch der Meinung, daß an allen Ecken und Enden ein Mann fehle, um die Interessen des Hauses zu vertreten und Niemand dazu geschickter sei, als der junge Herr Adolf. Hatte er ihr doch schon mehrere Male betheuert, daß er nur gezwungen Schauspieler sei und gern von den undankbaren Brettern schiede, wenn er Gelegenheit fände, anderweit sein Brod zu essen. Mit der Sprache der Bühnenwelt durchaus nicht vertraut, begriff sie schlechterdings nicht, wie es undankbare Bretter geben könne. Sie kannte nur zweierlei, gehobelte und ungehobelte. Diejenigen, welche gewisse Leute stets vor dem Kopf trugen, bemerkte sie in ihrer Unschuld ohnehin nicht. Unterdessen vertraute sie sich ihrer Schwester Pauline an und diese, des Begegnisses mit dem sentimentalen Portraitmaler am Brunnen gedenkend, schloß lieb Schwesterchen in die Arme und gelobte ihr mit Rath und That beizustehen; vor Allem

aber, die Angelegenheit der Tante an's Herz zu legen und auf eine Entscheidung zu dringen,

Dies Letztere geschah und Tante Lorenz war in der äußersten Bestürzung, als sie bemerkte, daß das Geschick hier eben so seltsame Sprünge mache, als in ihrer Jugend. Nur noch etwas ärger. Ihre Schwester hatte zwar auch eine Mißheirath geschlossen, aber es war doch ein unbescholtener Mann in Amt und Brod gewesen. Und nun hatte die Schwestertochter gar eine Liebelei mit einem Comödianten, der zwar nicht mehr in der Armensünder-Ecke des Kirchhofs begraben ward, aber doch einer ehrsamen Bürgersfrau mit Haus und Hof ferner stand, als Apoll dem Satyr.

Was sollte Tante Lorenz thun? Sie hatte den unseligen Vorgang mit der Schwester vor Augen und wollte daher nicht strenge sein. Andererseits aber konnte solches Bündniß nach ihrer Meinung nur zum Unheil ausschlagen und darum hielt sie sich in ihrem Gewissen verbunden, es möglichst zu verhindern. Sie versuchte die Kunst der Ueberredung, um Adolf zum Rücktritt zu bewegen und bot ihm für den Fall, daß er Lust habe, die Welt zu sehen, ein brillantes Reisegeld an. Alles vergebens! Darüber ward Tante Lorenz so ärgerlich, daß sie spöttisch zu Adolf sagte, er möge so oft in den „Engel" kommen, als er den Wein daselbst zu bezahlen vermöge. Daraus folgte, daß er bald ganz wegbleiben mußte, denn Blaumann zahlte überhaupt spärlich, seit Kurzem aber gar nicht, und die Fama wollte wissen, es sei dem Direktor zugewispert: Je weniger Geld er dem Adolf gäbe, um es im „Engel" zu ver-

thun, je mehr Credit sollte ihm daselbst bewilligt werden.

So saß Adolf manche Stunde in seiner einsamen Kammer und sammelte immer mehr jener Ingredienzien, die zu einer rechtschaffenen Melancholie nöthig sind, als plötzlich von einer Seite, von welcher her sie am wenigsten vermuthet werden konnte, die rettende That erschien und zwar in der Gestalt eines jungen Post-Assistenten, der mit großer Höflichkeit in die Kammer des Schauspielers trat. Nachdem er sich durch einige Fragen überzeugt hatte, daß die Person, an die er gesendet, diejenige sei, welche vor ihm stand, sagte er höflich:

„Entschuldigen Sie diese Vorfragen. Aber zu allen Dingen ist Vorsicht gut, am meisten aber in Geldgeschäften."

„Sollen Sie Geld von mir einfordern?" fragte Adolf unwillkührlich erschreckend, denn so oft er von Geld sprechen hörte, glaubte er, er sei es schuldig.

„Im Gegentheil!" sagte der Assistent. „Ich soll Ihnen etwas bringen. Was sage ich? Etwas? Viel! Sehr viel! Wenigstens in den Augen eines armen Post-Assistenten. Hundert Louisd'or!"

„Hundert?" — das Wort erstarb dem erschreckten Adolf im Munde.

Die beiden jungen Leute, die noch nie über eine so große Summe selbstständig verfügten, betrachteten sich gegenseitig mit einem furchtsamen Staunen, bis endlich der Schauspieler, sich zuerst ermannte und seine Rede fortsetzte:

„Also hundert Louisd'or? Wollen Sie mir nicht gü-

tigst erklären, wie diese seltsamste aller Geschichten sich verhält?"

„Zu dienen. Es ist in der Residenz ein Geldbrief zur Post gegeben, adressirt an Herrn Adolf, Schauspieler bei der Truppe des Herrn Direktor Blaumann, derzeitig zu Grüneiche. Besagter Herr Adolf sind Sie?"

„Leibhaftig."

„Brief und Geld gingen also ab und Alles war in Ordnung, bis zehn Meilen von hier, wo die Post durch einen dichten Wald muß. Sie ward hier von Räubern angefallen, welche uns zwar die Briefe gelassen, aber sämmtliche Baarschaften an sich gerissen haben. Es ist über diesen Unfall berichtet und höheren Orts entschieden, daß die Post den Verlust zu tragen und alle Summen, die ihr anvertraut waren, zu ersetzen habe. Auf diese Weise empfangen auch Sie hundert Louisd'or, woran Sie wohl noch kaum gedacht haben."

Er zählte die genannte Summe auf den Tisch, legte einen Brief dazu und sagte: „Hier ist Ihr Eigenthum. Ich bitte um Quittung."

Adolf war wie im Traume. Er unterschrieb blindlings, was man ihm vorlegte und fiel dann eifrig über den Brief her. Aber wie erstaunte er, als er die Schriftzüge seines Freundes erkannte, der folgende Worte flüchtig auf das Papier geworfen hatte:

„Lieber Bruder! Das Blatt hat sich gewendet. Ich bin am Ziel meiner Wünsche. Frage nicht nach Wo oder Wie? Vernimm nur, daß ich stehenden Fußes nach Italien, dem Lande meiner Sehnsucht, aufbreche. Bei meinem Abschiede nochmals Dank für Deine letzte Hülfe, die

Du mir so treu gewährtest. Als einen Beweis meiner Dankbarkeit empfange die beikommenden hundert Louis-d'or, die ich recht gut entbehren kann, und mache Dir einen lustigen Tag. Friedrich."

„Ist der Kerl ganz und gar verrückt?" rief Adolf aus." Ist er Räuber, Bandit, Bravo geworden? Hat er einen sterbenden Californier beerbt? Haben fabelhafte Engländer einen Narren an ihm gefressen? Ach! die Fragen nehmen kein Ende und Eine war noch thörigter, als die Andere."

„Was hilft auch alles Grübeln?" meinte er endlich. „Das Glück ist da und wenn es des Himmels Wille ist, werde ich auch über kurz oder lang das Wie erfahren. Friedrich! Ehrliche Seele! Das werde ich Dir nimmer vergessen. Was wird Caroline sagen? Und was der Blondkopf Pauline, wenn sie hört, daß der Maler mit seinem Gelde nach Italien gelaufen ist, und nicht zu ihr? O weh! Da haben wir die Schattenseite des Lichtbildes! Aber fort zum weißen Engel."

Adolf strich sein Geld ein, und wohl bedenkend, daß die Umsicht der Jugend der Trost der Alten sei, ging er bescheidentlich zur Tante Lorenz, erzählte, zu welcher ansehnlichen Summe er gekommen sei, und bat sie, ihm wegen Verwendung derselben mit Rath und That an die Hand zu gehen. Die Tante war gegen den jungen Mann wie ausgewechselt und als Adolf fortfuhr, zu betheuern, daß er gern bereit sei, die Schauspielkunst mit einem soliden Broderwerbe zu vertauschen; daß er diesen Glücksfall, als einen Fingerzeig betrachte und um ihren kostbaren Rath bitte, da ward Tante ganz Sonnenschein. Ihr

Widerwille gegen den jungen Mann schmolz wie Märzschnee und sie rief ihre Nichten herbei, damit auch diese ihren Theil an der seltsamen Begebenheit haben sollten.

Caroline und Adolf standen sich gegenüber und er flüsterte:

„Nur um Ihretwillen ist mir dieser Glücksfall willkommen."

Das junge Mädchen war in diesem Augenblicke alles Muthwillens bar und sagte erröthend:

„Möge es Ihnen Glück und Freude bringen."

„Das heißt: Sie!" setzte Adolf schnell hinzu. Aber Caroline antwortete nichts, sondern warf sich in die Arme ihrer Schwester.

„Ich sehe nun schon, wie die Sachen stehen," sagte Tante Lorenz, „und will Euch nicht länger hinderlich sein. Heirathet Euch in Gottes Namen und seid glücklich. Der junge Herr wird sich hier in der Wirthschaft zu thun machen und wenn ich alte Person einmal nicht mehr kann, dieselbe für eigene Rechnung fortführen. Ist's so recht?"

„Juchhe! Juchhe!" rief Adolf und Caroline tanzte lachend und weinend mit der Tante im Zimmer herum.

Pauline aber stand seitwärts und sagte mit einem Seufzer vor sich hin:

„Er ist mit seinem Glücke nach Italien gezogen. Er hat mich also nicht geliebt."

Es waren zwei Jahre verflossen. Die Tante, welche an den Töchtern wieder gut machen wollte, was sie an

der Mutter verschuldete, beschleunigte die Hochzeit, war eine Zeitlang Zeugin von dem Glücke der einen Nichte, tröstete die andere, und hatte ihre Freude über die Anstelligkeit ihres Schwiegerneffen, der die Geschäfte eines Gastwirthes mit eben der Schnelle erlernte, wie eine neue Rolle. Niemand war über diese veränderte Gestaltung der Dinge ärgerlicher, als Blaumann, der nun so ganz umsonst vorsichtiger Director und splendider Enthusiast gewesen war. Er verließ Grüneiche zur Badezeit brummend und scheltend über den undankbaren Engelwirth, der das philisterhafte Leben eines Schenkwirths der ruhmvollen Laufbahn eines Genies vorzog, und mit derselben Unbefangenheit die Gläser schwenkte, wie früher das Banner des Estavajel gegen den heimtückischen Lasarra.

So ging es in Frieden fort und nur der Tod der Tante, der nach Jahr und Tag erfolgte, trübte den wolkenlosen Himmel des jungen Eheglücks. Adolf dachte an seinen Friedrich, dem er im eigentlichen Sinne des Wortes sein Glück zu danken hatte, und stellte die mannigfachsten Nachforschungen über seinen Verbleib an.

So saß er eines Abends mit seinem Weibchen unter den blühenden Linden, die den Eingang des Gasthofes beschatteten, harmlos scherzend und über Vergangenheit und Zukunft schwatzend. Die Gegenwart bespricht der Glückliche nicht. Er genießt sie nur.

Es war ein heißer Tag gewesen. Jetzt strich ein erfrischender Wind über den nahen See hin. Adolf erzählte einige halbvergessene Theater-Abentheuer, als ihn Caroline rasch unterbrach:

„Da kommt ein Fremder vom See herauf. Sein Gang ist unsicher. Die Hitze mag ihn erschöpft haben.“

„Ein Spiegelbild meines früheren Lebens,“ entgegnete Adolf. „Ist mir noch treu im Gedächtniß, wie mir zu Muthe war, wenn ich Abends, völlig erschöpft, mit klopfendem Herzen und leerer Börse in die Herberge trat. Wenn der Fremde hier einkehren will, soll er wohl gepflegt werden.“

„Er scheint es zu bedürfen,“ sagte Caroline. Und seine Reisetasche ist auch nicht von besonderem Umfange.“

„Frau! Plagt mich der Teufel oder reitet er mich? Der Mann da . . . . Erkennst Du ihn nicht.“

„Nein!“

„Das ist ja —! Aber nicht doch! Wie käme Jemand, der sein Geld mit vollen Händen wegschenkt, zu einem solchen Aufzuge? Ich muß mich irren. Und doch ist er es.“

„Wer denn, Kind?“

„Friedrich! Friedrich!“ schrie Adolf laut, dem Fremden entgegen eilend, und ihn in seine Arme schließend.

Die beiden Freunde — denn Friedrich war es wirklich — saßen im traulichen Zimmer neben einander, den perlenden Wein vor sich und fragten sich kreuz und quer, ohne sonderlichen Erfolg. Keiner ließ den Andern ausreden, sondern setzte der letzten Frage eine allerletzte entgegen. Endlich blieb das Wort bei Adolf. Er schilderte seinen Glücksstand und schloß mit den Worten:

„Das dank ich Dir, denn ohne Deinen redlichen Beistand wäre es nie dahin gekommen.“

„Ich verstehe Dich nicht,“ sprach Friedrich, „und

weiß nur, daß Du mir bei'm Abschiede großmüthig fast den ganzen Vorschuß gabst."

„Rede davon nicht. Du hast ihn mir hundertfach zurückgegeben."

„Auf welche Art denn?"

„Die hundert Louisd'or, die Du mir sandtest."

„Ach!" unterbrach ihn der Maler erröthend. „Ich erinnere mich jetzt. Es war ein dummer Streich von mir. Es geschah in der Verzweiflung und hat mich oft gereut."

„Wirklich?" entgegnete Adolf, über diese Naivetät empfindlich. „Nun, wie dem auch sei, so ändert es meine Dankbarkeit nicht im Geringsten. Ich habe jenes Geschenk überhaupt nur als ein Darlehen betrachtet und freue mich, daß ich in der Lage bin, es Dir unverkürzt zu einer Zeit zurückzugeben, da Du es gewiß sehr bedarfst."

Er nahm ein Kästchen aus seinem Secretair und zählte vor dem staunenden Maler hundert Louisd'or auf.

„Was wird das?" rief dieser.

„Ich gebe Dir das Deinige zurück. Kann ich mit Mehrerem dienen, so sage es gerade heraus, denn ich habe volle Ursache, Dir dienstgefällig zu sein."

„Ich komme von Sinnen!" rief Friedrich. „Einen solchen Spott — doch ich habe ihn verdient."

„Spott?" fragte Adolf. „Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommst. Nimm Dein Gold."

„Nicht weiter!" sagte Friedrich, „oder ich werde ernsthaft böse."

Die Frauen, welche im Nebenzimmer Alles mit angehört hatten, kamen jetzt herbei, und Friedrich stand in froher Bestürzung vor Paulinen, die ihn mit verschämtem Erröthen begrüßte. Caroline aber sagte:

„Damit nicht das erste Wiedersehen solcher Freunde durch ein Mißverständniß getrübt werde, ist es nöthig, klar zu sehen. Darum, lieber Friedrich, erzählen Sie uns, wie Sie in die Lage gekommen sind, das Geld mit vollen Händen zu verschenken?“

„Ja!“ setzte Adolf hinzu. „Und diesen Brief dazu zu schreiben, den ich aufbewahrt habe.“

„Es war ein kläglicher Ausbruch der Verzweiflung, der mich diesen Brief schreiben ließ,“ sagte Friedrich wehmüthig. „Ich hatte auch nach unserer Trennung überall dasselbe Pech. Eines Abends irre ich im Freien, als ich plötzlich über irgend etwas stolpere. Ich hebe es auf. Es ist schwer und hat die Form einer Geldrolle. Mit klopfendem Herzen eile ich nach Hause, reiße die Hülle ab und finde ein kurzes Stück einer eisernen Stange. Wahrscheinlich ein verloren gegangenes Theaterrequisit oder dergleichen. Meine Wuth war gränzenlos. Endlich befällt mich ein unauslöschliches Gelächter. Ich glaube, es war der Teufel, der aus mir herauslachte, und mich auf den Gedanken kommen ließ, Dir einen gleichen Schrecken einzujagen. Aufgeregt, wie ich war, schrieb ich den Brief, hüllte das Eisen wieder ein, und trug Alles zur Post. Als sie fort war, bereute ich meine Uebereilung. Allein ich konnte es nicht mehr ungeschehen machen und griff nach Hut und Stock, um mein Wanderleben fortzusetzen.

Da hast Du die Lösung des Räthsels und laß uns nun nicht weiter davon reden."

„Wir müssen jetzt erst recht davon reden," sagte Adolf, „denn wisse, daß die Post, der Du Dein Eisen anvertrautest, unterweges ausgeraubt wurde und das gestohlene Gut dem betreffenden Empfänger auszahlte. So bin ich zu dem schönen Gelde gekommen, dem ich mein ganzes zeitliches Glück verdanke."

Friedrich schrie vor Erstaunen laut auf und Adolf fuhr fort:

„Wir müssen vor allen Dingen dem Staate wiedergeben, was er garnicht zu erstatten verpflichtet war, und das soll noch heute geschehen. Und nun, Friedrich, wie steht es mit Dir?"

„Pechvogel, wie immer!" sagte er kleinlaut, und Pauline sah ihn voll Mitleid an.

„Da steht eine Jemand, die vielleicht geneigt ist, Dich von diesem Joche zu befreien und ich will ebenfalls nach Kräften das meinige dazu thun, Dich zu erlösen. Mein Geschäft erweitert sich täglich und ich brauche einen treuen, zuverlässigen Gehülfen. Wie wäre es, wenn Du dem Crayon Valet sagtest und mein Premier würdest?"

Friedrich antwortete nichts, aber er schloß den Freund bewegt in seine Arme. Pauline flüchtete sich zu ihrer Schwester.

Ein wüthendes Applaudiren scheuchte die Gruppen auseinander. Blaumann stand mitten im Zimmer und vollführte ganz allein den rasenden Lärm.

„Herr, sind Sie ganz und gar des Teufels?" rief Adolf laut lachend.

„Alles menschlichen Entzückens bin ich voll. Der Theaterdirektor ist über alle Berge und der Enthusiast regiert mich ganz und gar. Stehe mit Sack und Pack vor der Thür, um anzukündigen, daß meine Gesellschaft Morgen mit Sang und Klang einzieht und erblicke eine Scene, wie solche nie lebendiger auf meiner Bühne hätte dargestellt werden können und das will viel sagen.“

„Wir sind im Begriff, alte Schulden auszugleichen,“ sagte Adolf, „und da kommen Sie gerade zur rechten Zeit. Gedenken Sie noch des Frühstücks, das Sie mir und meinem Freunde an dem Tage gaben, da Sie mich engagirten? Er ist in der Verfassung, es Ihnen zurückzugeben und bittet Sie, mit uns diesen Abend zu speisen. Marsch, Ihr Weiber, in die Küche.

Diese folgten der Weisung und bald vereinigte sich im weißen Engel eine fröhliche Tischgesellschaft, die bis spät in die Nacht hinein zusammen blieb.

Schauspielers Reiseabentheuer.

Novellette.

In dem Gastzimmer der Weinschenke „zum blauen Rebenkranze" in Erfurt saß eine Gesellschaft froher Männer um den mit Flaschen voll edlen Weines besetzten Tisch. Unter ihnen zeichnete sich ein Mann aus, dem zu Ehren man dieses kleine Fest improvisirt hatte. Er erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Seine stattliche Figur machte einen angenehmen Eindruck. Unter der sorgfältig frisirten Perrücke blitzten ein Paar kluge Augen hervor, die im feurigen Glanze strahlten, und das rothe, reich mit Gold gestickte Kleid, die kostbare Weste und die mit Steinen ausgelegten silbernen Schuh- und Knieschnallen verliehen ihm kein geringes Ansehen.

„Nun Herr College und lieber Freund," nahm der Nachbar dieses Mannes das Wort. „Laßt es geschehen, daß wir dieses Glas auf Euer Wohlsein leeren. Ihr habt einen langen und beschwerlichen Weg vor Euch, wo Euch treuer Freundesrath mangelt, und seid also der guten Wünsche wohl benöthigt. Am besten wäre es freilich, Ihr ließet den Gedanken an diese abenteuerliche Reise ganz und gar fallen und setztet Euch nicht unnütz so vielen Gefahren aus."

„Gefahren?" entgegnete der Mann im rothen Kleide. „Gefahren fürchte ich nicht. Mögen sie immerhin kom-

men. Aber beruhigt Euch, meine Freunde; sie sind in diesem Falle nahezu unmöglich. Bin ich nicht ein ruhiger, unbescholtener Mann? Führe ich nicht die zuverlässigsten Papiere bei mir? Und sind meine Geschäfte nicht die unschuldigsten von der Welt?"

„Wohl habt Ihr Recht. Kein Mensch kann Eurer Ehrenhaftigkeit zu nahe treten. Eure Legitimationen sind vortrefflich, und nichts ist unschuldiger und angenehmer zugleich, als der Hochzeit eines guten Freundes beizuwohnen. Aber wenn der Weg zum Hochzeitssaale mit großen Schwierigkeiten verbunden, und wohl gar gefährlich ist; wenn man ferner heilige Verpflichtungen in der Heimath hat, so dächte ich . . ."

„Larifari!" lachte der Reiselustige. „Seht nicht Alles schwarz, Gevatter. Ich bin mit meinem fröhlichen Muthe bisher noch immer durch die Welt gekommen. Warum nicht auch jetzt?"

„Nun, wie Ihr wollt. Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Wir kehren Morgen nach Gotha zurück, und Ihr setzt Eure Reise nach Böhmen fort. Puh! Mir schaudert die Haut, wenn ich an alle die Kroaten denke, denen Ihr in die Hände fallen könnt. Sie werden Euch Nasen und Ohren abschneiden und Euch so verstümmelt in die Heimath senden, wenn sie es nicht gar für nöthig erachten, Euern Kopf auf einer Lanzenspitze im Triumph umherzutragen. Denkt nur daran, daß der Kommandant dieser Teufels-Nation der Oberst von Winkelmann ist, und daß es nichts Geringes bedeutet, gerade hier in seiner Vaterstadt vor ihm gewarnt zu werden.

„Also der Herr Kroaten-Oberst ist ein Erfurter? Nun, da wäre doch auf eine erträgliche Civilisation von ihm zu schließen. Aber lassen wir doch den Obersten sammt seinen Kroaten und Panduren links liegen und setzen wir unser Gelage fort, das ist in alle Wege vernünftiger. Wer singt uns ein Liedel?“

Das Gespräch wurde abgebrochen und die Lustigkeit der Tischgenossen nahm bald wieder überhand, als der muntere Reisende, seiner eigenen Aufforderung zuerst nachgebend, ein lustiges Trinklied anstimmte.

Die lebhafte Unterhaltung von vorhin hatte die Aufmersamkeit eines Gastes erregt, der in einer einsamen Nische des großen Zimmers saß. Es war eine lange, robuste Gestalt mit einer fast widerwärtigen Physiognomie und von hochfahrendem Wesen. Seine Kleidung wies nichts Auffallendes. Aufmerksam horchte er auf das Gespräch der Fröhlichen, biß sich auf die Lippen und zog die Augenbrauen zusammen. Plötzlich trat er an den Tisch. Der Gesang war so eben beendet.

„Hollah, Ihr Herren!“ rief der Neuhinzugetretene. „Hier geht es ja so lustig zu, daß man fast versucht wird, bei Euch Platz zu nehmen.“

„Welches angehen dürfte,“ antwortete der Rothrock gleichmüthig, „wenn man vorher darum höflichst solicitirt und den Beschluß der Gesellschaft geziemend abwartet; nicht aber geradezu und ohne alle Umstände.“

„Oho, der Herr ist ja gewaltig vornehm, und weiß sich ein rechtes Air zu geben! Der Herr hat auch schon vorher ganz kuriose Redensarten geführt von Kroaten und Panduren, so wie von Nasen- und

Ohren-Abschneiden. Wer ist denn der gnädige Herr so eigentlich?"

„Ich bin der Abt."

„Ei! Ei! Mache mein Compliment. Hätte ich doch nicht geglaubt, noch bei später Nachtzeit einen Hochwürdigsten in so lustiger Gesellschaft anzutreffen. Auch habe ich bishero nicht gewußt, daß in dieser guten Stadt Erfurt ein Abt ansässig sein soll."

„Ich bin auch nicht der Abt von Erfurt, sondern der Abt von Münster."

„Er versteigt sich ja immer höher, denn in Münster gehört die Geistlichkeit so recht eigentlich zu Hause. Nun, ich bin auch dort wohl bekannt, und ersuche Ihn, mir die Lage Seines Klosters zu beschreiben, dann werde ich mich bald zurechtfinden. In welchem Theile der Stadt, oder deren Umgegend liegt es so eigentlich?"

„Ich habe kein Kloster!"

„Ein Abt und kein Kloster! Das kommt mir vor, wie ein Faß ohne Wein. Aber ich lasse mir keine Flausen vormachen. Auch von einem Abte nicht. Was hat der Herr denn, wenn er kein Kloster hat?"

„Eine recht hübsche Aebtissin."

„Das wird ja ein recht lustiger Spaß. Ein Abt ohne Kloster, aber mit einer hübschen Aebtissin. Aber solche Narrethei mit einem Fremden zu treiben, von dem man nicht weiß, wer er ist, und was man ihm schuldet, geht zu weit. Darum mache man diesem Scandal ein Ende und erkläre, daß man gelogen hat."

„Daraus wird nichts, Herr Grobian. Aber ich kann Ihm sagen, daß ich große Lust in mir verspüre, Er

ungeschliffener Geselle, an Ihn eine prügelnde Hand zu legen, weil er sich ungerufen in eine fremde Gesellschaft drängt und die Gäste insultirt. Mein guter Rath ist, daß der Herr sich, bevor die Köpfe sich noch mehr erhitzen, in aller Eile aus dem Staube macht."

„Diese Drohung soll Euch theuer zu stehen kommen!" sagte der Fremde mit lauter Stimme und vor Zorn lichterloh glühend. „Eben jetzt besinne ich mich zur rechten Zeit, Wer ich bin und halte es unter meiner Würde, einen weiteren Diskurs mit Ihm zu halten. Aber ich habe ja vorhin gehört, daß Er nach Böhmen will. Nun, ich reise auch dahin. Vielleicht finde ich dort eine Gelegenheit, mich Ihm zu nähern und die heutige Bekanntschaft fortzusetzen. Bis dahin Adieu, mein Herr Abt mit der schönen Aebtissin."

„Geduld, Herr. Jeder Diskurs verliert an Wirkung, wenn man ihn nicht frei und offen zu Ende führt. Wenn Ihr etwas mit mir auf ehrliche Weise zu verhandeln habt, es sei dies nun im Guten oder im Bösen, so stehe ich zu Euern Diensten. Ich bin der Schauspieldirektor Abt aus Münster und habe noch niemals eine Rechnung unbezahlt gelassen."

„Also ein Comödiant?" sprach der Fremde achselzuckend, indem er sich entfernte. „Dann wird die Comödie um so lustiger."

Abt warf den Stuhl zurück und wollte dem ihn Verhöhnenden nacheilen; aber seine Gefährten hielten ihn zurück und suchten ihn auf alle Weise zu besänftigen. Endlich gelang es ihren beharrlichen Bemühungen. Aber die Freude des Abends war durch diese unberufene Ein-

mischung gestört und man bezeigte keine Lust, das Gelage fortzusetzen. Man nahm Abschied von einander und wünschte dem muthigen Kunstgenossen eine glückliche Reise. Abt nahm sich zusammen und entließ die Freunde mit einem harmlosen Scherze. Als er aber allein auf seinem Zimmer war, sagte er vor sich hin:

„Das Alles erscheint mir wie ein böses Omen und wenn mich nicht das Gerede der Leute genirte, bliebe ich besser davon. Nun aber muß ich hindurch und meine fröhliche Laune möge mir den schweren Weg leicht machen."

Am sechsten Juni, als am Abend vor dem heiligen Pfingstfeste, hielt ein Reiter vor dem Thore des Gasthauses in dem Oertchen Böhmisch-Tausnitz an. Er warf dem Hausknecht die Zügel zu, empfahl ihm die Sorge für sein ermüdetes Pferd und eilte sodann in den Gasthof, um einen frischen Trunk und ein Nachtlager zu begehren.

Geschäftig eilte der Wirth herbei, brachte dem Gaste den verlangten Trunk und versicherte, daß sogleich Alles zu seiner Aufnahme in Bereitschaft gesetzt werden solle. „Eigentlich," fuhr der Wirth geschwätzig fort, „ist der Gasthof bereits überfüllt. Aber einem solchen schmucken Gast kann man doch nicht die Wege weisen, und was thut man nicht, um dem vertrauten Leibjäger des Herrn Obersten von Winkelmann gefällig zu sein, der aber eigentlich . . . ."

Der Blick des anwesenden Gastes, dem die letzten Worte galten, traf den Wirth, der erschreckt den Finger

auf den Mund legte, und sich mit einer Verbeugung zurückzog.

„Das wollte ich Dir auch gerathen haben," entgegnete der Leibjäger in seiner tölpelhaften, bramarbasirenden Weise, die ihn sogleich als Denjenigen kund gab, der in dem Gasthofe zur blauen Weinrebe in Erfurt den Schauspieler Abt auf eine so kränkende Art beleidigte.

Es war eine böse Laune des Schicksals, die den Schauspieler gerade jetzt hierher führte. Hätte er ahnen können, was ihm bevorstand, er hätte seinen müden Gaul angespornt, und wäre ein Paar Stunden Weges weiter geritten, wo die Freunde seiner sehnsüchtig harrten. So aber dachte er in diesem leidlich aussehenden Gasthofe zu übernachten und dann mit frischen Kräften die Harrenden in den ersten Morgenstunden zu überraschen.

Plötzlich stand er dem Leibjäger gegenüber, und Abt, der sich jeder Einzelheit der Scene in Erfurt deutlich erinnerte, fühlte sich bei diesem unerwarteten Zusammentreffen nicht allzufröhlich angeregt. Er wünschte sich von diesem widerwärtigen Gesichte hundert Meilen entfernt, und beschloß, trotz des übermüdeten Gaules die Reise sogleich fortzusetzen.

„Mit Gunst, Herr!" redete der Jäger mit spöttischer Schadenfreude den Schauspieler an. „Da treffen wir ja nun wirklich zusammen, wenn es gleich in Erfurt Seinerseits für Spaß gehalten wurde. Er weiß doch, was ich Ihm damals prophezeite? Nun, habe Er keine Furcht. Wir wollen gleich jetzt die alte Bekanntschaft erneuern. Denke Er aber daran, daß Spione hängen müssen. Heda! Herr Wirth!"

Der Jäger ging hinaus, nachdem er dem Wirthe einige Worte zugeflüstert hatte. Dieser bemühte sich, Abt zum Sitzen zu nöthigen und ihn auf das Reichlichste mit Getränken aller Art zu bedienen.

Abt fühlte sich unbehaglich. Mit wachsender Unruhe gedachte er der Unannehmlichkeiten, die ihm bevorstanden. Ein trübes Ahnen flog durch seinen Sinn. Er warf einen verstohlenen Blick auf die Thür, und ob es nicht gerathen sei, sich heimlich zu entfernen; aber er gewahrte bald, daß ein riesiger Kerl davor als Wache stand, und eine innere Stimme sagte ihm, daß diese Maßregel um seinetwillen getroffen wurde.

In diesem Augenblicke kehrte der Jäger zurück, und setzte sich, so unbefangen als möglich, zu dem Schauspieler, indem er die Gläser füllte:

„Er ist also der Abt, der kein Kloster, wohl aber eine schöne Aebtissin hat? Nun, in Erfurt mochte das hingehen, aber hier in den gesegneten römisch-katholischen Landen sind solche gottlose Worte ein Hauptverbrechen, das Einem eine Kette um Hals und Fuß zuwege bringen kann, wenn man vor die rechte Schmiede geführt wird. Verstanden?“

„Mein werther Herr . . .“ stotterte Abt.

„Einen Augenblick Geduld. Er ist es ja auch wohl, der sich vor dem Kroaten- und Panduren-Oberst von Winkelmann nicht fürchtet? Nun, auf fernerweitige gute Bekanntschaft. Stoße Er an!“

„Habe bereits genug getrunken.“

„Nur keinen Widerspruch. Stoße Er an und trinke Er aus. Hollah! Da fällt mir in diesem Augenblicke

ein, daß ich damals nicht Gleiches mit Gleichem vergolten habe. Nun, wir wollen es nachbringen. Angestoßen auf das Wohl des Obersten von Winkelmann's Kroaten und Panduren, den Er nicht fürchtet und zu fürchten keine Ursache hat. Ich muß Ihm sagen, daß ich der Leibjäger des Herrn Obersten bin, und mich in alle Wege seines Vertrauens und seiner Gnade erfreue. Verstanden?"

Der arme Schauspieler war in Todesangst: „Ich kann die Versicherung ertheilen . . ."

Der Jäger unterbrach ihn: „Halte Er Sein Maul! Ertheile Er keine Versicherungen, sondern höre Er mich ruhig an. Er ist also des Spionirens wegen hier?"

„Ihr wißt wohl, Bester, weshalb ich hier bin," rief Abt, sich gewaltsam ermuthigend, „denn Ihr habt die Unterredung, die ich mit meinen Freunden hatte, Wort für Wort gehört."

„Richtig! Und im Laufe desselben sagte Er, Er wolle sich heimlich nach Langenau stehlen und sie unversehends überfallen. „Nun? Wer schleicht heimlich in ein Land, und bereitet den Ueberfall vor? Wer anders, als ein Spion. Also ist Er ein Spion! Hört Er? Ich will, daß Er ein Spion sein soll, und kein Rechtsverdreher soll Ihn wieder aus der Schlinge herausschwatzen, die ich Ihm über den Kopf geworfen habe. Hat Er mich verstanden?"

„Ihr könntet wirklich so gottlos sein?" rief Abt und das Blut wich aus seinem Gesichte.

„Ich sorge für das Wohl des Landes und der Armee und trachte darnach, mich meinem Herrn gefällig zu erweisen. Darum gebe Er sich in des Teufels Namen

zufrieden. Und damit Er sieht, daß ich es gut mit Ihm meine, weit mehr, als Er es verdient, nehme Er einen guten Rath von mir an."

„Was soll ich hören?"

„So viel Gutes, als Er gar nicht werth ist. Spione werden vor ein Kriegsgericht gestellt und also wird man auch wohl mit Ihm keine besonderen Umstände machen. Dann sei Er klug und beichte Er frisch von der Leber weg. Verheimliche Er den gestrengen Herren nichts und bettle Er um Gnade, dann kann es sich wohl begeben, daß Er aus besonderen Rücksichten nur drei Tage nacheinander durchgepeitscht und dann über die Gränze gejagt wird. Bleibt Er aber verstockt, muß Er ohne Gnade und Barmherzigkeit hängen und es bleibt Ihm dann keine Gelegenheit mehr, ehrliche Leute mit Seinen schlechten Späßen aufzuziehen, Er jämmerlicher Comödiant."

„Unmöglich könnt Ihr so grausam sein," rief Abt voll Todesangst, „und einen rechtlichen Mann um eines nichtssagenden Scherzes willen in's Unglück stürzen."

„Ich habe mit der ganzen Geschichte nichts zu thun," antwortete der Jäger kaltblütig. „Nach Pflicht und Schuldigkeit habe ich dem Herrn Obersten Rapport abstatten lassen und dieser wird nun verfügen, was Rechtens ist. Er hat meinen guten Rath empfangen, und Er kann damit thun, was Er will. Lasse Er sich peitschen oder hängen nach Belieben! Meinetwegen ziehe Er auch den Kopf aus der Schlinge, das heißt, wenn Er kann; ich werde mich nicht weiter darum grämen. Aber den Pfingstjubel in Langenau will ich Ihm doch verderben."

In diesem Augenblicke traten, von dem Wirthe geführt, mehrere wild darein schauende Kroaten in die Stube und Einer derselben rief:

„Wo ist das infame Spion?“

„Hier steht er!“ antwortete der Jäger, indem er auf Abt deutete, der bleich und zitternd da stand nnd keines Wortes mächtig war.

„Du mir ein groß Spitzbub zu sein bist,“ sprach der Kroat; packte den Künstler mit seiner eisernen Faust, und warf ihn seinen Begleitern zu. Sie bemächtigten sich desselben mit wüstem Schreien und banden ihm die Hände auf den Rücken.

Obgleich mit seiner Lage durchaus nicht zu scherzen war, kam ihm dieselbe doch so eigenthümlich vor, daß seine Lippen sich zu einem eignen Lächeln verzogen und er mit Pathos ausrief:

„Ja, wahrhaftig, Graf Appiani hat Recht! Nahe am Ziel, oder noch garnicht ausgelaufen sein, ist im Grunde einerlei.“

„Halt!“ schrie der Jäger und die Kroaten standen still. „Halt, Leute! Laßt uns doch die weiteren sauberen Bekenntnisse hören, die dieser Spion abzulegen im Begriff steht. Was ist das für ein Graf, dessen Bekanntschaft er sich so eben rühmt, und welche verdächtige Reden hat derselbe geführt?“

Abt lachte laut auf:

„Großer Lessing! Vergieb, daß die Geburten Deiner Phantasie auf diese Weise verhöhnt werden. Ich bin unschuldig daran.“

„In wie weit Er unschuldig ist, oder nicht!“ rief der

eifernde Jäger, „das wird sich finden. Darüber hat allein das Kriegsgericht zu entscheiden. Aber er hat da noch einen Namen genannt, Lessing, glaube ich. Ist das eine Art von Helfershelfer des Grafen Appiani?“

Abt, den dieser Zwischenfall belustigte, sagte mit ziemlich heiterer Laune:

„Ja, wie man will! Freilich kann der Eine ohne den Andern nicht existiren und wenn es keinen Lessing gäbe, gäbe es auch keinen Grafen Appiani.“

„Oho!“ rief der Jäger. „Das ist also eine Geschichte, von der man nicht am hellen Tage reden darf? Ja, ja! Es geschehen zuweilen dergleichen saubere Dinge in hohen Familien. Nun also! Dieser Vater Lessing und sein Sohn Appiani sind wahrscheinlich die Hauptanstifter des Complottes und Er ist nur so gewissermaßen die Zange, womit man die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holt. Meinetwegen. Er soll doch behandelt werden, als ob es von Ihm ganz allein ausginge. Aber bekenne Er nur immer frisch darauf los; das versetzt Seine Richter in gute Laune und erleichtert Ihm Seine Strafe. Was weiß Er noch mehr von den beiden Kerls zu sagen?“

„Wahrhaftig,“ sagte Abt. „Ich befinde mich in diesem Augenblicke nicht in einer belachenswerthen Lage, aber das geht über alle Gränzen der Möglichkeit hinaus. Ist man denn in diesem böhmischen Lande so sehr weit zurück, daß man nicht weiß, wie Lessing ein berühmter dramatischer Dichter und Graf Appiani eine seiner poetischen Figuren ist?“

„Poetische Figur? Was für eine Art Figur ist das, wenn es beliebt?“

„Eine poetische Figur ist nichts und Alles. Man kann sie nicht mit dem leiblichen Auge sehen, noch mit den Händen fassen. Aber erkennen und begreifen kann sie Jeder, dem dazu der Verstand verliehen ist. Der Künstler aber, dem das Talent gegeben ist, eignet sie sich an, und läßt sie, zu Fleisch und Blut verkörpert, angestaunt und bewundert über die Bretter ziehen, welche die Welt bedeuten.“

Der Jäger stand mit offenem Munde da und die Kroaten wußten nicht, was sie zu all den unverständlichen Reden sagen sollten. Abt aber, der sich einmal in die Begeisterung hineingeschwatzt hatte, ließ sich nicht stören:“

„Wenn ich meine Freiheit wieder habe, will ich Alles thun, was in meinen Kräften steht, um diesen Geist der Unwissenheit zu vertreiben. Giebt es nur irgend ein Theater hier in der Nähe, das die bescheidensten Ansprüche erfüllt, so wende ich einen Theil meiner Zeit daran, und lasse alle jene edlen Gestalten vor Euch erscheinen. Dann sollt Ihr den Prinzen von Guastalla sehen, den würdigen Obersten Galotti und seine ewig reizende Emilia. Ich bringe Euch den Grafen Appiani und die hinreißende Gräfin Orsina, den wackern preußischen Major von Tellheim und seinen jovialen Wachtmeister Paul Werner.“

„Hurrah!“ rief der Jäger lautjubelnd aus. „Das ist eine köstliche Entdeckung. Also die Preußen sind auch mit im Complott? Das ist schon weiter gegangen, als man es sich hat denken können. Mit solchen wichtigen Nachrichten reist Er im Lande umher, und weiß sich nicht

besser vor dem Arretiren in Acht zu nehmen? Aber so geht es den Ueberklugen. Er ist uns willkommen mit Seiner Wissenschaft. Jetzt geht es in einem Trabe nach dem Hauptquartier. Sei Er dort nur eben so aufrichtig gegen den Obersten von Winkelmann, wie Er es gegen uns gewesen ist; der gnädige Herr wird Sein Kauderwälsch wohl besser verstehen, als wir, und hat auch bessere Mittel in Händen, Ihn zu einer vernünftigen Sprache zu bewegen. Angetreten! Marsch!"

Abt wollte noch mehrfache Protestationen einlegen, aber der Jäger hatte sich bereits davon gemacht und die Handgreiflichkeiten der Kroaten belehrten ihn, daß es das Beste sein würde, sich geduldig in sein Schicksal zu fügen. Man brach also auf und statt zum fröhlichen Schmause nach Langenau, zog Abt, inmitten eines Detachements Kroaten, von außen ruhig, aber innerlich tobend und wüthend, dem Hauptquartier Aussig zu, im vollsten Maaße alle Annehmlichkeiten genießend, die Demjenigen erblühen, der von einer Kavallerie-Abtheilung geleitet, zu Fuß über eine steinige und staubige Landstraße im Sturmschritt dahin eilen muß.

Vor der Hauptwache auf dem Markte zu Aussig schlenderten die Soldaten auf und ab, unterhielten sich von dem nahe bevorstehenden Ausbruche der Feindseligkeiten, vom guten Kaiser Joseph, von braven und strengen Offizieren und sonstigen Dingen, die den Soldaten beschäftigen, der dem Feinde schlagfertig gegenüber steht. Dazwischen hörte man öfters einen kräftigen Fluch, oder

ein schallendes Gelächter, wenn irgend etwas Besonderes die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Da vernahm man die Hauptstraße entlang, die von dem Thore über den Marktplatz führte, ein dumpfes Gemurmel und ein Haufen Volkes, der immer mehr anschwoll, je rascher er dem Markte zuströmte, kam immer näher.

„Aufgeschaut! Was giebt's da, Herr Vice-Gefreiter?" fragte eine tiefe Baßstimme aus dem Knäuel der Wachtmannschaft hervor.

„Weiß nit, Euer Gnaden, Herr Unterlieutenant," war die Antwort.

„So geht's und schaut's nach."

„Gleich, Euer Gnaden, Herr Unterlieutenant."

Der Vice-Gefreite ging und kam bald darauf mit dem Rapport zurück, daß eine Abtheilung Kroaten einen Spion einbrächte, der vorläufig auf der Hauptwache bewahrt werden sollte.

Gleich darauf erschienen einige Kroaten mit sonnverbrannten Gesichtern und langen Bärten, die so finster und ernst darein schauten, als ob sie den furchtbarsten Verbrecher von der Welt eskortirten. Darauf folgte ein besonders stämmiger Kerl, der das Pferd des armen Schauspiel-Direktors am Zaum führte, während dieser selbst, geleitet von zwei Bewaffneten, hinter dem armen Pferde dareinschritt, barhäuptig, den Schweiß in Strömen vergießend, völlig mit Staub bedeckt, und das stattliche Festkleid an mehreren Stellen arg zugerichtet. Trotz dieser Leidensgestalt, die sich den Blicken der zahlreichen Gaffer darstellte und bei einigen Weichherzigen Mitleid

erregte, hatte die Erscheinung dieses im Ernsten, wie im Heitern gleich gewandten Schauspielers unendlich viel Komisches, das sich besonders in seinem beweglichen Minenspiel und in den listig blitzenden Augen kund gab.

Eben so wenig, wie man den rohen Ausbruch des Spottes und der Schadenfreude unterdrücken konnte, vermochte man es zu hindern, daß man dem Geängstigten ein Trosteswort zuflüsterte und ihm einen Trunk frischen Wassers reichte.

So war nun der Zug bei der Wache angelangt und nachdem der Offizier die ihm überbrachte Ordre gelesen hatte, wurde Abt in eine Kammer geführt, die nur ein schmales, dicht vergittertes Fenster hatte, welches die Aussicht auf einen engen Hofraum bot. Hier ward er endlich von dem lästigen Stricke befreit, der bisher seine Hände zusammenschnürte, und ihm für schweres Geld die Hoffnung gemacht, daß der Kalfaktor ihm vielleicht einige Erfrischungen besorgen möchte. Auch ward ihm gesagt, daß bereits Alles höheren Ortes gemeldet sei und daß er jeden Augenblick gewärtigen müsse, vor das Kriegsgericht berufen zu werden.

Abt warf sich auf die harte Pritsche und hielt es schon für ein Labsal, hier eine kurze Zeit ungestört ausruhen zu dürfen. In seinem Innern grollte er mit seinem Unstern, der ihn in ein schlechtes Gefängniß führte, genau zu derselben Zeit, wo man sich zu dem hochzeitlichen Schmause niedersetzte, bei welchem er als hochgeehrter Gast zu erscheinen dachte. Dann aber fand er wieder die ganze Sache so ergötzlich, daß er nur mit Mühe ein lautes Gelächter unterdrückte, und sich vornahm, die ver-

schiedenen Ereignisse zu einem Possenspiel zu verarbeiten, worin er seiner Zeit selbst die Hauptrolle zu übernehmen dachte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Gefängnisses und herein traten drei Männer, abgefeimte Galgengesichter in Kaiserlicher Uniform, begleitet von einem Schreiber, die sich als eine Deputation des Kriegsgerichts kundgaben und sich des Auftrags entledigen wollten, ein vorläufiges Verhör mit dem Gefangenen anzustellen, welches, wie der Wortführer bemerkte, ihm durchaus überflüssig erscheine, da das Aeußere des Delinquenten so sehr den Spitzbuben verrathe, daß es am gerathesten wäre, ihn ohne weitere Procedur hängen zu lassen.

Abt nahm sich zusammen. Er erkannte die Gefahr, worin eine einzige Unvorsichtigkeit ihn stürzen könne. Man hatte ihm bei seiner Gefangennahme alle Papiere abgenommen, und er verlangte dieselben jetzt zurück zu erhalten.

„Geht nit!" entgegnete Einer. „Die Papiere sind verdächtig, weil kein ordentlicher Paß dabei ist."

„Das ist unmöglich!" rief Abt lebhaft. „Ich habe einen sächsischen Paß."

„Wir bekümmern uns nit um einen Paß aus Sachsen!" war die Antwort. „Wer in Kaiserlichen Landen reisen will, muß einen Kaiserlichen Paß aufweisen und wer das nicht kann, ist ein infamer Spion."

„Eine verdammte Logik!" rief Abt. „Wie soll man denn, kaum über die Gränze, schon einen Kaiserlichen Paß herbekommen? Nehmt doch nur Vernunft an, Ihr Herren."

„Wie kann Er uns zumuthen, daß wir Etwas annehmen sollen?“ schrie einer der Kerle, dem man es nur zu wohl ansah, daß er unter allen Umständen eine offene Hand hatte. „Ein kaiserlicher Offizier und Beamter nimmt nie etwas an, als was ihm zukommt.“

Die Herren erhitzten sich bei diesen Worten so sehr, daß sie wild durcheinander schrieen und kaum ein Wort mehr zu verstehen war. Der Schreiber schrie lauter als alle Uebrigen: „Zum Teufel mit dem Passe aus Sachsen! Wir wollen keine Pässe und keine Kerle von daher!“

„Hört, Ihr Herren,“ sagte Abt nach seiner trocknen, sarkastischen Weise, als die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war, „nun möchte ich mit dem Frauenzimmerchen des Wachtmeisters fragen: Ist es denn eine Schande aus Sachsen zu sein?“

„Lasse Er den Herrn Wachtmeister zufrieden, und bekümmere Er sich nicht um dessen Frauenzimmer!“ polterte einer der martialischen Richter, während die andern Beiden ihn zum Schweigen zu bringen versuchten.

Abt zuckte mitleidig die Achseln und gab sich dann mit so vieler Ruhe, als nur möglich, dem Verhöre hin, das, auf die barockeste Weise von der Welt, von dem Hundertsten auf das Tausendste geführt ward und deswegen auch kein Resultat ergab.

Auch schien der Protocollführer der Feder nicht gewachsen zu sein, denn er benutzte sie nur selten und beschäftigte sich in jeder schicklichen Pause desto angelegentlicher mit einer schmalen Branntweinflasche, die er mit großer Geschicklichkeit an den Mund zu bringen wußte.

Als diese peinliche Scene länger als eine Stunde gedauert hatte, begaben sich die Herren weg und bemerkten noch Jeder für sich, wie sie nicht glaubten, daß der Arrestant mit dem Leben davon komme, und er daher am Besten thun werde, sein Testament in der nächsten guten Stunde zu machen.

Dem armen Künstler war bei dem Allen nicht wohl zu Muthe. Zwar haftete nicht die geringste Schuld auf ihm und seine Papiere waren in der besten Ordnung. Aber was half ihm das Alles, wenn der Jäger, den er in Erfurt beleidigte, und der das volle Vertrauen seines Herrn zu besitzen schien, seinen Untergang wollte? Diese und ähnliche Gedanken schwirrten ihm durch den Kopf und er legte die glühende Stirn in die hohle Hand, um über seine schlimme Lage nachzudenken und auf Abhülfe zu sinnen, als er durch eine eben so unerwartete, als liebliche Erscheinung gestört ward.

Rösel, die Tochter des Kalfaktors, trat ein, um dem armen, lechzenden Gefangenen die Erfrischungen zu bringen, die dieser längst ersehnte und im Voraus mit schwerem Gelde bezahlte. Sie packte das zierliche Körbchen mit reizender Geschäftigkeit aus und reichte dem Gefangenen zum Schluß einen wohlgefüllten Krug duftenden Weines, den sie ihm mit einem freundlichen „Wohl bekomm's dem Herrn!" kredenzte.

Kaum hatte Abt die Speisen und den Wein mit einem Kennerblicke gemustert, als er sogleich wieder seine gute Laune gewann, und sich zu einem tapfern Angriff rüstete. Das Mädchen betrachtete ihn mit großer Gutmüthigkeit, und als sie sah, mit welcher Behaglichkeit

er seine Mahlzeit zu sich nahm, brach sie unwillkürlich in die Worte aus:

„Na! I glaub's nit, daß der Herr ein Spitzbub ist.“

„Nein, mein liebes Kind, das bin ich gewiß und wahrhaftig nicht.“

„Na schaut's! der Vater sagt's freilich, der Herr sei ein Spion, der unsern guten Kaiser Joseph verrathen wolle, und Seine Gnaden der Herr Unterlieutnant und der Herr Vice-Gefreite sagen dasselbe. Aber i glaub's doch nit, denn wer einen solchen Appetit hat und so fröhlich drein schaut, wie der Herr, kann kein Bösewicht sein. Nun sage mir der Herr einmal recht ehrlich, ist Er a Spitzbub oder nit?“

Abt sah das reizende Böhmenkind, die das gutmüthigste Geschöpf von der Welt war, fest in's Auge. Und wie diesem Künstler neben seiner unerschöpflichen Komik zugleich eine Fülle von Gemüth zu Gebote stand, entwarf er, von der Empfindung des Augenblickes hingerissen, eine lebendige Schilderung des Mißgeschickes, das er hatte erdulden müssen, und nun schuldlos in einem Kerker schmachtete, während treue Freunde ihn erwarteten und in der Heimath ein gutes Weib und zwei liebe Knaben täglich auf seine Rückkehr harrten. Hingerissen von seiner eignen Phantasie, die mit den glühendsten Farben schilderte, erregte er sich so sehr, daß ihm endlich die Stimme versagte und die hellen Thränen ihm über die Backen rollten.

Rösel haschte ein jedes Wort von seinen Lippen. Die Begeisterung des Schauspielers riß auch sie mit fort

sein erregtes Gefühl erregte auch das ihrige und sie brach laut weinend in die Worte aus:

„Halte der Herr doch nur einmal stille mit Erzählen, daß i mi ausweine kann.“

„Du bist ein gutes Kind!“

„Was ist das für'n Jammer! Soviel zu leiden und doch unschuldig zu sein. Das bricht der armen Rösel das Herz. Denn der Herr ist gewiß unschuldig, darauf möcht i leben und sterben.“

„Ganz gewiß, Rösel. Wie wohl thut mir Dein Mitleid.“

„Und Er hat wirklich zu Hause eine gute Frau, die sich um Seinetwillen grämt?“

„Die habe ich.“

„Und liebe Kinderchens auch?“

„Zwei Knaben.“

„Und in Dings da drüben, in Langenau, warten's auf Ihn?“

„Schon seit gestern Morgen. Deine Theilnahme, mein liebes Kind, rührt mich außerordentlich.“

„Ja, mit meiner Theilnahme wäre wohl dem Herrn nit viel gedient. Aber wann i was für Ihn thun könnt, das Ihn aus diesem garstigen Loch herausbrächte . . .“

„Das wolltest Du?“

„Warum nit? Die Thüren kann i Ihm freilich nit aufsperren. 's Würd auch nix nutzen, dieweil ein ganzes Regiment Schildwachen draußen steht. Aber man müßt's auf eine andere Weise anfangen, denn i mögt's gar zu gern, sieht Er. Zuerst, damit Er wieder zu den Seinigen kommen kann, und dann auch um Seine Gnaden

dem Herrn Unterlieutenant einen Possen zu spielen, der mir einen bösen Schabernack anthut und den Michel schon zwei Mal in Arrest gebracht hat."

„Wer ist denn dieser Michel?"

„Das ist einer der besten Soldaten, die unser guter Kaiser Joseph hat!" entgegnete das Mädchen mit großer Hast und setzte etwas langsamer hinzu: „Und mei Schatz!"

„Du hast also auch einen Schatz?"

„Das will ich meinen. I bin ja vergangene Lichtmessen sechszehn Jahr gewesen. Nun sieht der Herr, dieser Michel ist ein verschlagener Kopf und es trifft sich so gut, daß er heute keinen Dienst hat. Da könnte es wohl geschehn, daß wann mi der Herr recht bittet, i den Michel nach Langenau schickte."

„Himmlischer Engel!" rief Abt in Extase. „Wenn Du das thun wolltest . . ."

„Was fallt Ihm denn ein?" entgegnete Rösel, ihm ausweichend. „Werde Er doch nit närrisch. Sage Er mir nur schnell, wie die Leute drüben heißen, und wer Er selbst ist, damit wir der Geschichte ein Ende machen."

Abt erzählte Alles, was ihr zu wissen nöthig war, mit größter Ausführlichkeit und noch war er nicht völlig damit zu Ende, als man draußen mit heller Stimme rufen hörte:

„Rösel! Rösel! Wo steckst Du denn, Du Wettermädel?"

Das Mädel lachte laut auf: „Da kann's der Herr hören, daß i mi schon zu lange aufgehalten hab. Das ist mei Michel, der so schreit. Na, wart! I werd kommen und er wird sich schön wundern, was ihm über'n

Hals kommt. Gedulde sich der Herr, es kann noch Alles gut gehn. Aber für gewiß verspreche ich Ihm nix"

Und mit einem raschen Sprunge war das flinke Mädel zur Thür hinaus. Abt aber gab schnell jeder möglichen Hoffnung Raum und wurde so heiter gestimmt, daß er nach dem Becher griff und aus voller Brust ein fröhliches Lied anstimmte.

An dem Tage, der auf die vorhin erzählten Begebenheiten folgte, war in dem Hauptquartier zu Aussig große Mittagstafel bei dem Feldmarschall, Generallieutenant, Grafen von Riese. Unter den anwesenden vornehmen Gästen bemerkte man besonders den liebenswürdigen Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, der als General-Major in der Kaiserlich Oesterreichischen Armee diente. Außerdem waren viele Offiziere von hohem Range gegenwärtig, unter Andern auch Obrist von Winkelmann, der in Dienstgeschäften nach dem Hauptquartier gekommen und von dem kommandirenden General zu diesem Bankett geladen war.

Die Stunden flogen vorüber. Die edelsten Weine, die mit größter Freigebigkeit gespendet wurden, erheiterten die Gesellschaft, die sich einer harmlos-fröhlichen Unterhaltung überließ. Das Gespräch war allgemein. Jeder steuerte bei und auch der freigebige Wirth, so wie sein durchlauchtigster Gast, erzählten mit vieler Laune lustige Geschichten.

Jetzt traf den Obersten von Winkelmann die Reihe. Wohlgefällig strich er sich den Bart, lehnte sich in seinen Sessel zurück und begann:

„Die Herren Kameraden erinnern sich, daß ich erst kürzlich in Familien-Angelegenheiten eine Reise nach meiner Heimath gemacht habe. Um in dieser Zeit, wo man nicht vorsichtig genug sein kann, jedes unnütze Aufsehen zu vermeiden, reiste ich als mein Jäger verkleidet. Meine Geschäfte habe ich glücklich auf diese Weise beendet, und außerdem in dem einfachen Jägerrock Abentheuer erlebt, die mir sonst wohl nicht begegnet wären und von denen ich Eines hier erzählen will."

Der Oberst erzählte die Scene im Gasthause zur blauen Weinrebe zu Erfurt, so wie sein ferneres Zusammentreffen mit „dem verdammten Kerl, dem Comödianten," und schloß damit, daß er ihn, um ihn für seine Grobheit zu strafen, als Spion habe einstecken lassen und ihn noch einige Zeit tüchtig zu ängstigen gedenke.

Aber diese Erzählung brachte eine ganz entgegengesetzte Wirkung, als beabsichtigt worden, hervor. Während des Vortrags vernahm man kein ermunterndes Lachen, kein halb unterdrücktes Bravorufen. Der Erzähler, der dies bemerkte, biß sich in die Lippen. Er ward immer unsicherer, und als er endlich zum Schlusse kam, schaute er nur in ernste Gesichter. An der ganzen Tafel herrschte tiefes Schweigen.

Endlich, nach einer überaus peinlichen Pause nahm der Feldmarschall das Wort:

„Ich weiß nicht, ob ich dem Herrn Obersten für seine Mittheilung besonders dankbar sein soll. Ist sie in der Wahrheit begründet, so ist sie zu grausam, um zum Lachen zu reizen. Was muß der arme, unschuldige Mann

gelitten haben. Wenn nun Krankheit, oder gar Tod die Folge einer solchen Barbarei wäre?“

„Pa!“ brummte der Oberst in den Bart. „Wird ja nicht gleich so arg werden. Und was ist denn am Ende an solchen Kerl gelegen! Ein Hanswurst! Ein Comödiant! Ein Landstreicher!“

„Sie irren sich, Herr Oberst!“ entgegnete im edlen Unwillen der Prinz. „Ich kenne Herrn Abt, der von Ihnen eine so harte Behandlung hat erdulden müssen. Ich schätze es mir zur Ehre, ihn zu kennen, denn er ist ein tüchtiger Künstler, ein braver, rechtlicher Bürger. Ich möchte um Vieles nicht, daß es geschehen wäre, und wir müssen nun versuchen, diese Angelegenheiten auf das Schonendste auszugleichen.

„Was das für Umstände sind mit solchem Lumpenkerl!“ murmelte der Oberst in sich hinein.

„Vor allen Dingen wird es nöthig sein, den armen Teufel aus seinem Arrest zu entlassen,“ sagte der Feldmarschall, als er von einer Ordonnanz unterbrochen wurde, welche den Oberamtmann Trauschke aus Langenau meldete, der um die Gnade bitte, dem Herrn Feldmarschall eine wichtige Angelegenheit, die keinen Augenblick Aufschub dulde, vortragen zu dürfen.“

„Was wetten wir!“ rief der Prinz, „das ist einer von Abt's Freunden, der hierher kommt, um zu reclamiren. Oberst! Oberst! Sie haben uns da einen schlimmen Streich gespielt.“

Der Oberst wandte sich unwillig ab, denn er konnte noch immer nicht begreifen, weshalb man mit einem Pos=

senreißer so viele Umstände mache. Der Feldmarschall aber legte sich in's Mittel.

„Ich bitte die Herren sämmtlich, zusammen zu bleiben. Mir kommt ein Einfall, wie sich die Sache auf eine geschickte Weise beilegen läßt. Erst will ich den Langenauer Besuch beruhigen, und dann das Uebrige ausgleichen."

Er ging hinaus und wußte dem Oberamtmann so freundlich zuzusprechen, daß dieser, ganz zufrieden gestellt, ein Zimmer in dem Hause des Generals annahm, um daselbst bis zur ausgemachten Sache zu verweilen. Als diese Angelegenheit beendet war, kehrte der General in den Saal zurück.

Der Prinz ging dem General einige Schritte entgegen, und Beide traten in eine Fensternische, wo sie sich angelegentlich miteinander unterhielten.

„Recht," sagte der Prinz, als er den General angehört hatte. „Strafe muß sein, und die von Ihnen vorgeschlagene Beendigung der Sache wäre wirklich eine Strafe für den Obersten, vorausgesetzt, daß es mit dem Geize desselben seine Richtigkeit hat."

„Verlassen sich Euer Durchlaucht darauf. Der Oberst ist der ärgste Filz in der ganzen Armee."

„So rufen Sie ihn herbei."

Der Oberst ward durch den General zum Prinzen beschieden, und ihm mitgetheilt, daß man die ärgerliche Sache möglichst unterdrücken wolle und es daher für genügend ansehe, wenn der Oberst dem Schauspieler, den man alsbald erwarte, einige Worte der Entschuldigung sage; außerdem sich aber verpflichte, demselben als Ent-

schädigung für die erlittenen Unfälle und die verlorene Zeit eine Summe von zweihundert Kaiser-Dukaten zu zahlen.

Man denke sich das Gesicht des Obersten bei diesem Antrage, den er übrigens mit aller Energie von sich wies, indem er meinte, daß der ganze Kerl, um dessenwillen so viele Umstände gemacht würden, noch nicht zweihundert Kreuzer werth sei. Der Prinz und der General wußten aber ihre Sache so geschickt zu machen, daß er sich endlich entschloß, funfzig Dukaten, wie er sagte, wegzuwerfen.

„Nein, lieber Oberst,“ entgegnete der Prinz. Einen Abzug können wir uns nicht gefallen lassen. Sie müssen die von uns bestimmte Summe zahlen, die für einen Mann von Ihrem Vermögen eine wirkliche Kleinigkeit ist.“

„Nun denn,“ antwortete der Oberst nicht ohne Widerstreben, „möge es denn um Euer Durchlaucht willen geschehen, daß ich — aber es ist in der That ein saurer Apfel, in den ich beiße — daß ich dem Comödianten Einhundert Stück Dukaten gebe.“

„Nicht doch, Oberst. Nicht einmal Einhundert Neun und Neunzig, sondern rund Zweihundert voll. Das beträgt gerade die Summe, welche Sie ehegestern im Pharao gewonnen haben. Sie können den Segen, den Ihnen dieser heidnische König zugewendet hat, nicht christlicher anwenden.“

Rasch entgegnete der Oberst, der einen Ausweg vor sich sah, der an ihn gestellten Forderung zu entgehen:

„Und wenn ich mich entschlösse, eine solche Summe auszugeben, wozu ich die Nothwendigkeit übrigens gar

nicht einsehe, kann ich versichern, daß ich sie durchaus nicht bei mir führe . . .“

Der General gab dem Prinzen einen Wink, ohne daß der Oberst es bemerkte, und dieser, der ihn richtig verstand, erwiederte:

„Das ist freilich ein Anderes. Da Sie eine solche Summe nicht bei sich führen, und auch nicht nach Hause schicken können . . .“

„Durchaus nicht.“

„Dann muß es freilich unterbleiben. Das thut mir sehr leid.“

„Mir auch! Mir auch!“ sprach der Obrist hastig. „Ich habe jetzt selbst Mitleid mit dem Kerl und könnte mich, auf gnädige Verwendung wohl entschließen, ihm die Summe zu schenken, aber Durchlaucht sehen selbst ein, daß man nicht geben kann, was man nicht hat.“

„Wenn es sich nur darum handelt, mein lieber Oberst,“ nahm jetzt der General das Wort und faßte ihn vertraulich unter den Arm, „wollen wir die Sache bestens ausgleichen. Meine Kasse steht zu Diensten. Und wenn Sie vielleicht noch Einhundert Dukaten zulegen wollen . . .“

„Den Teufel will ich!“ sagte der Oberst, im höchsten Grade ärgerlich, daß er auf diese Weise hinter das Licht geführt war. Aber der General brachte ihn mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit zu der in gespannter Aufmerksamkeit harrenden Gesellschaft zurück:

„Meine Herren, der Oberst gesteht allerdings, daß der Scherz, den er sich mit dem Schauspieler Abt gestattete, etwas stark war; doch haben wir jetzt ermittelt, daß

seine Leute weit über die ihnen ertheilten Instructionen hinausgegangen sind. Dies wird sich indessen ausgleichen. Seine Durchlaucht ist entzückt über die liebenswürdige Art und Weise, wie sich der Herr Oberst freiwillig entschlossen hat, Satisfaction zu geben, und zwar in unserer Gegenwart."

Die Offiziere verbeugten sich vor dem Prinzen. Der Oberst, der nun einmal in den sauern Apfel gebissen hatte, nahm sich vor, ihn vollends hinunter zu schlucken und versicherte seinen Kameraden, daß er sich mit Anstand aus der Affaire ziehen werde.

Eine Ordonnanz führte auf einen Wink des Generals den Schauspieler Abt ein. Der gastfreie Wirth hieß ihn willkommen, stellte ihn dem Prinzen, so wie der übrigen Gesellschaft vor, und lud ihn ein, am Dessert Theil zu nehmen. Jetzt stellte sich der Oberst, der sich bei dem Eintritt des Künstlers etwas zurückgezogen hatte, diesem gegenüber.

Abt fiel aus den Wolken, als er den Jäger, der ihn so vielfach geängstigt hatte, jetzt in der Uniform eines Kaiserlichen Obersten vor sich sah. Er begriff indessen den Zusammenhang sehr wohl und sagte nicht ohne Bitterkeit:

„In der That, Herr Oberst, sehe ich jetzt noch einen Grund weniger, weshalb sie einen armen Schauspieler so verfolgen, da Sie doch selbst ein so ausgezeichnetes Talent besitzen, und einen gewöhnlichen Jäger zum Verwechseln spielen können."

„Behalte Er nur Seine Witzeleien für sich, Herr Comödiant," sprach der Oberst mit süßsaurer Miene. „Ich

brauche nichts davon zu hören. Es thut mir übrigens leid, daß die Geschichte Ihm so viel Kopfbrechen verursacht hat. Es sollte so arg nicht werden und war nur auf einen Schreckschuß abgesehen, von wegen der Erfurter Grobheit. Revange muß sein. Denke Er nicht mehr daran."

„Herr Oberst," antwortete Abt bescheiden, aber fest. „Ich bin Ihnen für die Erklärung dankbar, wenn es gleich für uns Beide besser gewesen wäre, wenn sie gar nicht nöthig gethan hätte."

Der General, welcher begriff, daß der Oberst ein Gespräch solcher Art nicht fortführen könne, legte sich in's Mittel und sagte:

„Der Oberst meint es mit der Aussöhnung aufrichtig und hat mich gebeten, das Amt der Mittelsperson zu übernehmen. Er wünscht Ihm eine Aufmerksamkeit zu erweisen und bittet Ihn, mein lieber Abt, diese Börse als eine kleine Entschädigung für die Gastrolle zu nehmen, die Er wider Willen hat spielen müssen."

Abt war sichtlich betreten und auch der General hielt inne, denn er begriff in diesem Augenblicke, daß sich eine solche Kränkung nicht durch Geld vergessen lasse. Da übernahm es der Prinz, die peinliche Scene zu unterbrechen, indem er dem Schauspieler einige freundliche Worte über sein Talent sagte. Dieser entgegnete rasch:

„Ich möchte nicht gerne undankbar erscheinen, indem ich zurückweise, was man mir bietet. Indessen glaube ich einen Ausweg gefunden zu haben, und dankbar nehme ich die mir gebotenen Goldstücke an, wenn mir gestattet wird, sie nach meinem Belieben zu verwenden."

„Er hat vollkommen freie Hand, mein lieber Abt!“ sprach der General.

„So muß ich gehorsamst bitten, nach der Hauptwache zu schicken, und die Tochter des Kalfaktors, sammt ihren Bräutigam, den Soldaten Michel, baldigst hierher zu bescheiden.“

Der General gab die nöthigen Befehle hierzu und sagte:

„Während nun aber die verlangten Personen herbeigerufen werden, will ich Ihm auch ein kleines Schauspiel bereiten. Eine Ueberraschungsscene. Sehe Er sich einmal um.“

Abt gehorchte und fiel mit einem Aufrufe des freudigsten Staunens in die Arme seines Freundes, des Oberamtmanns Trauschke aus Langenau.

Bald darauf führte man das von Abt bezeichnete Paar ein. Michel nahm eine streng-soldatische Haltung an. Röśel aber machte Knixe über Knixe und flüsterte dem Michel zu:

„Schau, da ist Seine Gnaden der Herr Prinz, und Seine Gnaden der Herr Feldmarschall und Seine Gnaden alle andern Herren Offiziere. Was soll's geben?“

Abt nahm Beide an der Hand und sagte, sie vorführend:

„Diese guten Menschen haben mir einen Dienst erwiesen, der mir die schönsten Früchte getragen hat. Sie lieben sich. Gern möchte ich mich ihnen dankbar beweisen und bitte darum den Herrn Feldmarschall um den nöthigen Consens.“

„Zugestanden!“ sprach dieser.

„So bestellt Euere Hochzeit, Ihr guten Kinder. Und nehmt diese Rolle mit Dukaten zu Eurer häuslichen Einrichtung. Nehmt sie und bedankt Euch dafür bei dem Herrn Obersten von Winkelmann, der mir diese Summe für einen wohlthätigen Zweck gegeben hat. Heirathet Euch und seid glücklich."

Rösel warf sich mit überströmenden Augen vor dem Obersten in die Kniee:

„Euer Gnaden, gnädigster Herr Oberst, i küß den Rock."

Michel aber, nicht minder bewegt, als seine Braut, vergaß doch den Respekt nicht. Er legte salutirend die Hand an die Mütze und sagte vor sich hin:

„Das is a Freud!"

„Jetzt bitte ich um die Erlaubniß, mich mit meinem Freunde entfernen zu dürfen," sprach Abt, sich gegen die Gesellschaft verneigend. „Wenn mein Erscheinen auch kein freiwilliges war, glaube ich doch, es ein glückliches nennen zu dürfen, denn ich hoffe, keinen trüben Eindruck zu hinterlassen."

„Den freundlichsten von der Welt!" sagte der Prinz. „Hier steht ein glückliches Paar."

„Der Schluß eines jeden Lustspiels, Euer Durchlaucht!" antwortete der Künstler. „Möge es Ihnen gefallen und nie von dem Repertoire Ihrer Erinnerungen verschwinden."

Mit diesen Worten verließ Abt unter dem allgemeinen Applaus der Versammlung den Saal. Nur der Oberst applaudirte nicht mit.

Wie gefällt Ihnen meine Braut?

I.

Peter Liebener war ein glücklicher und ein unglücklicher Kerl zu gleicher Zeit. Im gewissen Sinne winkten ihm des Lebens Güter vollauf und wieder im gewissen Sinne hatte er nicht einen überflüssigen Groschen.

Onkel Bastian und Tante Emerentia waren die beiden Pole, zwischen denen er sich bewegte, denn von ihnen hing sein Schicksal ab, das sich sehr glänzend gestalten konnte, da Beide mit Glücksgütern gesegnet waren. Onkel war ein alter Junggeselle, Tante eine alte Jungfer und obgleich leibliche Geschwister, konnte es doch kaum zwei Personen von verschiedenerer Sinnesart geben.

Onkel Bastian war früher viel gereist und auf diesen Reisen mit vornehmen und lebenslustigen Leuten zusammen gekommen. In seiner Heimath wieder angelangt, beschloß er, es ihnen gleich, wenn nicht zuvor zu thun und traf sofort alle Anstalten, um ein Haus zu machen. Herrschaftliche Wohnung, brillante Equipage, kostbare Tafel, fürstlicher Wein, — was brauchte es mehr, um dies neueste Haus in der Residenz zu einem der besuchtesten und berühmtesten zu machen? Onkel Bastian befand sich wohl, wie der Fisch im Wasser, ließ seine zahlreichen Gäste in Champagner schwimmen und schwamm gelegentlich mit.

Tante Emerentia war von alledem das Gegentheil und darum harmonirte sie mit ihrem Bruder ganz und gar nicht. Sie war gerade so häßlich, als schielende Augen und citronengelber Teint ein Frauenzimmer machen können. Da sie klug genug war, zu begreifen, daß die Männer, die sich um ihre Gunst bewarben, dies nur ihrer harten Thaler willen thäten, beschloß sie, auch ihr Herz zu verhärten und ledig zu bleiben. Etwas aber muß der Mensch haben, woran sein Herz, und sei es noch verknöchert, hängt. Da sich für Tante Emerentia kein anderer Gegenstand finden wollte, so liebäugelte sie mit ihrem Golde und sann darüber nach, wie sie es möglichst rasch verdoppele. Darum wurde sie von allen Menschen für einen Geizteufel gehalten und Jeder wiederholte es so oft und so laut, daß sie selbst es endlich glaubte und so lebte, als ob sie den Groschen zu Brod und Holz nicht für sich selbst, geschweige denn für Andere im Hause hatte. Nebenbei pflegte sie auch wohl — und dies war ihre eigentliche und einzige Ergötzlichkeit — armen, nothleidenden Mitbrüdern und Mitschwestern kleine Summen darzuleihen, versteht sich, gegen dreifache Sicherheit und wenn die Empfänger sich verpflichteten, den erwiesenen Liebesdienst durch zwiefache Zinszahlung zu vergelten.

Trotz dieser verschiedenen Sinnesart fand sich doch ein Momeut in dem Leben der Geschwister, wo diese vollständig miteinander übereinstimmten und das war in ihrer Abneigung, um nicht zu sagen, ihrem Widerwillen gegen den Bruder Robert.

Bruder Robert war der Aelteste der Geschwister. Kein Schlemmer und Prasser, wie Onkel Bastian, kein Geiz-

teufel und keine Wucherseele, wie Tante Emerentia. Robert war durch und durch eine Künstlernatur. Seine Malerwerkstatt, die herrliche, freie Natur und ein frohes Zusammenleben mit Gleichgesinnten waren seine Welt. Er fand ein schönes, liebenswerthes Mädchen und heirathetete sie, ohne viel nach Herkunft und Vermögen zu fragen. Er vertraute einem Freunde, der ihm goldene Berge versprach, den größten Theil seiner Habe und als dieser das Geld in gewagten Spekulationen verlor, hatte der Leichtsinn es in wenigen Wochen vergessen. Obgleich arm geworden, blieb er doch reich, und nur als sein Weib ihm starb, brach auch sein Herz und er ließ den Geschwistern seinen einzigen Sohn, den kleinen Peter, als ein unerwünschtes Erbe zurück.

Er wurde nicht besonders freundlich angesehen, der arme Junge. Zu Hause wollte ihn keiner haben, weder der Onkel, noch die Tante, also mußte er anderweitig untergebracht werden. Die Geschwister besaßen ein gemeinsames Eigenthum, ein kleines Gut, welches als eine Familienstiftung nicht veräußert werden durfte und daher verpachtet war. Zu dem Pächter dieses Gutes wurde der Peter geschickt und hatte bei demselben eine harte Lehrzeit durchzumachen. Aber auch das Schlimmste findet das willkommene Ende Der Pachter war ein strenger, aber zugleich ein gewissenhafter Mann. Peter hatte auf dem Pachthofe keine Freudentage verlebt, aber er war ein tüchtiger Landwirth geworden. In einem Anfall verwandschaftlicher Schwäche gestatteten Onkel und Tante, daß, als der Pachter dem Peter ein glänzendes Zeugniß ausstellte, diesem die Pacht übergeben

ward und er war nun der gehorsame Diener seiner Verwandten.

Peter war Tag und Nacht auf den Beinen und sorgte ohne Aufhören. Aber auch der eifrigste Landwirth kann sich nicht stets mit Knechten und Mägden herum zanken; er muß zeitweise mit anderen Menschenkindern verkehren, die nicht seine Knechte und Mägde sind. Dann ging Peter in den nahen Wald spazieren, wo unter den uralten Bäumen die Försterwohnung gar anmuthig lag. Und da der Förster, der über den jungen, anstelligen Nachbar ein rechtes Vergnügen hatte, ihn stets freundlich grüßte, so kehrte er zuweilen bei demselben ein und ward immer willkommen geheißen.

Der Alte, der viele Jahre als Jäger in der hochfürstlichen Leibcompagnie diente und dann ein beschauliches Waldleben führte, wußte viel zu erzählen von Krieg und Frieden. Peter hörte aufmerksam zu und schwatzte gern mit dem Alten. Noch lieber aber sprach er mit des Försters holdseligem Töchterlein, der schönen Johanna, die ein lebenslustiges, fröhliches Waldkind war und von städtischen Manieren, so wie von den guten und schlimmen Begleiterinnen derselben keine Ahnung hatte.

Johanna zeigte für den Peter eine gleiche Vorliebe und kaum konnte sie die sechste Abendstunde erwarten, zu welcher Zeit der junge Herr Nachbar sich täglich einzufinden pflegte. Der Förster, der trotz seiner vorgerückten Jahre noch ein Paar gesunde Augen hatte, merkte bald, wie hoch es an der Zeit sei und das die Stunde seines Töchterchens geschlagen habe. Darum, als sie einst traulich neben einander saßen, Hand in Hand, Auge

in Auge, keines Wortes mächtig, ihre tiefinnersten Gefühle mit leserlicher Schrift in allen Mienen ausgeprägt, trat der Förster hinzu, legte seine Hände auf ihre Häupter und sagte:

„Gott segne Euch, Kinder. Und wenn eines alten Mannes Fürbitte etwas gilt, werdet Ihr glücklich miteinander sein. Mir kommt es vor, als müßte ich bald von hinnen und da ist es mir eine Beruhigung, meine liebe Johanna von treuer Hand gestützt zu wissen."

Und als ob der alte Herr mit prophetischer Zunge gesprochen hätte, traf ihn mit dem Beginn des Jahres das Schicksal, von einem Wilddiebe hinterrücks erschossen zu werden. Kummer und Trübsal herrschten im Forsthause.

Das Begräbniß war vorüber. Johanna begriff, daß sie nicht im Forsthause bleiben und die Besuche ihres jungen Freundes annehmen dürfe. Zur rechten Zeit erinnerte sie sich, in der Residenz eine alte Muhme zu haben. Diese willigte ein, die Verwaisete bei sich aufzunehmen, bis eine Versorgung für sie gefunden wäre und Peter, der gerade dahin wollte, um seinen Verwandten den Pacht zu zahlen und über den Zustand des Gutes den gewohnten Jahresbericht abzustatten, bot sich zum Begleiter an. Kaum war dies besprochen, als er sowohl an den Onkel, als an die Tante schrieb, daß er ihnen seine Braut vorstellen werde und geziemend bat, ihm ihren Segen zu seiner ehelichen Verbindung zu geben. Es erfolgte darauf mit wunderbarer Uebereinstimmung der Bescheid, daß man eine solche Zusage nicht ohne Weiteres ertheilen könne, sondern dies erst geschehen werde, wenn man die Braut kennen gelernt und sie Beiden gefallen

habe. Der Neffe möge ihnen deshalb das junge Mädchen zuführen, worauf der Bescheid seiner Zeit erfolgen werde. Peter theilte diese Nachricht seiner Geliebten mit und die Reise, welche demnächst angetreten wurde, verursachte Beiden ein nicht geringes Herzklopfen, das immer beängstigender wurde, je näher sie der Residenz kamen.

Onkel Bastian hatte gerade mit seinem alten Diener die wichtige Frage erledigt, welche Arrangements für die kommende Woche getroffen werden sollten und begab sich, mit der Aussicht anf sieben anderweitige fröhliche Tage, in sein Garderobenzimmer, als Peter sich melden ließ, um den Pachtzins zu bringen und zugleich seine Braut vorzustellen.

Johanna war in einer neuen Welt. Der Glanz, die Pracht, welche sie hier umgaben und von der sie nicht die entfernteste Ahnung hatte, verblendeten sie. Es wurde ihr unter dieser Fülle von Sammet und Seide, diesen Statuetten und Bildern fast unheimlich und sie sah dem Eintreten des Onkels mit großer Angst entgegen.

Onkel Bastian kam. Ein kleiner, zierlicher Herr, wohl frisirt, toupirt und mit großer Sorgfalt gekleidet. Er musterte die fortdauernd knixende Schöne durch das Augenglas und hörte nicht darauf, daß sein Neffe mit steigender Ungeduld zwei bis drei Mal nach einander fragte:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?“

„Hm! Hm! sagte Onkel Bastian nach einer Pause. „Sie sind willkommen, Kind. Und da wir, wenn es Gottes Wille ist, nahe miteinander verwandt werden sollen, ist es nicht mehr als billig, daß wir uns genauer

kennen lernen. Darum, Neffe, gehe getrost Deiner Wege und besorge Deine Geschäfte; ich werde unterdessen schon für die Unterhaltung der jungen Dame bedacht sein."

Peter ging mit schwerem Herzen, denn er fürchtete, daß die Unterhaltung mit dem Onkel möglicherweise schlimm ausfallen könne. Unterdessen fand diese vorerst gar nicht statt, denn Johanna vermochte vor lauter Respect kein Wort hervor zu bringen. Als aber die erste Scheu überwunden war, holte sie das Versäumte redlich nach. Sie horchte den Mittheilungen des Onkels, der ihr einen hohen Begriff von seiner glänzenden Lebensweise beibringen wollte, und mit seinen Beschreibungen stets das totale Gegentheil erreichte. Johanna schlug vor Verwunderung in die Hände und lachte aus vollen Halse, als sie hörte, daß man hier, statt früh mit der Sonne aufzustehen, bis gegen Mittag im Bett bleibe, und wenn man auf dem Lande abgegessen hätte, den Morgenkaffee trinke. Sie begriff nicht, wie man sich bei'm Dunkelwerden zum Mittagsessen begeben, drei bis vier Stunden am Tische sitzen bleiben und von zwanzig Schüsseln essen könne. Am lächerlichsten aber kam es ihr vor, daß zu der Zeit, wenn im Forsthause schon Alle längst zur Ruhe waren, die Damen und Herren große Toilette machten und sich anschickten, Gesellschaften zu besuchen, die oft mit dem anbrechenden Morgen endeten.

Onkel Bastian hatte Unglück. Was er auch anbrachte, um Johanna's Theilnahme zu erregen, schlug in das gerade Gegentheil um. Er war außer aller Fassung, wußte nichts weiter zu sagen und hielt inne, indem er

in stummer Verzweiflung mit der flachen Hand auf der Stirn trommelte.

Das that Johanna leid. Sie hielt den Onkel für krank und indem sie ihn trösten wollte, schüttete sie, ohne es zu ahnen, eine Fluth von Oel in das ohnehin hell aufprasselnde Feuer.

„Das kann ich mir wohl denken, lieber Herr," sagte sie bedauernd, „daß Sie bei einer solchen Lebensweise elend und miserabel werden müssen. Man sieht es Ihnen ja auch auf den ersten Blick an."

„Was?" rief Onkel Bastian und machte eine gewaltige Anstrengung, um den aufsteigenden Zorn nieder zu kämpfen. Der alte, eitle Herr, der gern noch für einen Unwiderstehlichen gelten mochte, sollte so miserabel und elend sein, daß eine hergelaufene Bauerndirne ihm das Siechthum bei dem ersten Anblick von der Stirn abläse? Johanna, die den Zornesruf für einen Schmerzensschrei hielt, legte, wie beschwichtigend, ihre Hand auf seinen Arm und sagte gutmüthig:

„Da wollen wir bald Rath schaffen. Wenn es Gottes Wille ist, daß der Peter und ich ein Paar werden, ziehen Sie zu uns hinaus auf den Pachthof. Da will ich Sie hätscheln und pflegen, daß es eine Lust ist. Sie erben meines Vaters großen Sorgenstuhl. Wenn Sie allein nicht fort können, will ich Sie führen. Sie dürfen sich getrost auf mich stützen, denn ich bin gesund und stark. Vom Kohlgarten aus, da wo die blau angestrichene Bank steht, sehen Sie die Sonne aufgehen und des Abends spielen Sie mit dem Peter eine Partie Deutsch-Solo, wie er es früher mit meinem seligen Vater that.

So treiben wir es einen Tag, wie alle Tage, außer Sonntags, wo wir zur Kirche gehen und bald bei dem Herrn Pastor, bald bei dem Herrn Schulzen oder diese bei uns das Mittagbrod essen. Das soll ein Leben werden."

Johanna hielt erschreckt inne, denn der Onkel fuhr so plötzlich vom Stuhl auf, als sei er von einer Tarantel gestochen. Er rasete im Zimmer auf und ab und rief ein Mal über das andere:

„Tollheit! Wahnsinn! Verrücktheit in optima forma! Und das will in die Familie hinein! Alter Balthasar, wo bist Du! Ich erstickе! Balthasar! Balthasar!"

„Hier, Herr!" rief der alte Diener, erschrocken herbeieilend, und Johanna rief händeringend:

„Ach Gott! Was ist nur das? Ich habe es so herzlich gut gemeint!"

In diesem Augenblick kam Peter, der es nicht länger hatte aushalten können, zurück, und mit Mühe den auf- und abrennenden Onkel festhaltend, fragte er mit versetztem Athem:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

„Ganz und gar nicht!" platzte der Alte heraus. „Ganz und gar nicht, Monsieur Peter. Und wenn Er noch irgend Etwas auf Seinen Onkel giebt, wenn Er in der Verwandschaft bleiben und den fetten Pacht behalten will, schlage Er sich diese Heirath aus dem Sinn, zu der ich nun und nimmer meine Einwilligung gebe. Damit hat er Seinen Bescheid."

Mit diesen Worten rannte der alte Bastian aus dem Zimmer, und Peter, der selbst nicht wußte, wie ihm geschah, hatte volle Mühe, die lautweinende Johanna zu

beruhigen und sie von dem Onkel Bastian zu der Tante Emerentia zu bringen.

II.

Es war vierundzwanzig Stunden später und noch zu ziemlich früher Tageszeit, als Tante Emerentia sich selbst gestehen mußte, daß sie, wenn es so fortginge, einen sehr glücklichen Tag habe. Zwei böse Schuldner, die nach und nach so viele Zinsen bezahlt hatten, als das ursprüngliche Anlehen betrug, hatten die Anlehen selbst zurückgegeben. Ein Dritter hatte, gegen Hergabe eines Pfandes, welches dreihundert Thaler werth war, einhundert Thaler von ihr empfangen. Sie lächelte der alten Dienerin zu, was sie sonst nie that, und gab dieser den Befehl zur Bereitung einer Milchsuppe, welche ungewohnte Freigebigkeit die Dienerin in ein solches Erstaunen setzte, daß der Befehl ihr eigends mit dürren Worten wiederholt werden mußte. Kopfschüttelnd ging die alte Barbara hinaus, fest überzeugt, es sei mit der Herrschaft nicht recht richtig.

Zu dieser höchst glücklichen Stunde traf Peter mit seiner Johanna bei der Tante ein. Er stellte ihr das junge blühende Mädchen vor und fragte bedeutend zaghafter als gestern bei dem Onkel:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?“

Die alte Dame nickte zum Gruße mit dem Kopfe und sagte dann:

„Reden wir zuerst von Geschäften. Wo ist der Pachtschilling? Wo sind die Rechnungen und Beläge? Wie steht es draußen auf dem Gute? Eines nach dem Andern, umständlich und deutlich.“

Peter mußte mit der größten Ausführlichkeit berichten. Tante Emerentia erließ ihm nicht das Geringste. Als endlich der kleinste Umstand erschöpft und die Quittung für den gezahlten Pacht unterschrieben war, wiederholte Peter schüchtern seine Frage:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?“

„Wie kann ich das jetzt schon wissen?“ entgegnete die Tante fast verdrießlich. „Um das zu sagen, müßten wir erst einen Scheffel Salz mit einander verzehrt haben.“

Barbara, die eben durch das Zimmer ging, bekreuzte sich ob solcher Verschwendung, und die Tante fuhr fort:

„Ich will der Mamsell schon auf den Zahn fühlen und dabei braucht der Herr Neffe nicht zu sein. Gehe Er Seinen Geschäften nach, unterdessen werde ich erfahren, was ich erfahren will und Ihm dann meine Meinung ganz offen sagen.“

Peter mußte wohl oder übel seines Weges gehen, was nicht ohne schwere Seufzer geschah, denn er war des gestrigen Auftrittes bei dem Onkel eingedenk und fürchtete, dasselbe könne sich hier in umgekehrter Weise wiederholen, und dann sei alle und jede Hoffnung für immer verloren.

Ehe aber noch das inquisitorische Frage- und Antwortspiel beginnen konnte, war die Barbara mit der Suppe fertig und Tante Emerentia mußte, wohl oder übel, die Fremde zum Mitessen einladen, was die Barbara sehr ungnädig aufnahm, weil sie dabei den Kürzern zog, denn das Bereitete reichte nicht für Zwei, geschweige denn für eine Dritte.

Man setzte sich zum Essen. Tante Emerentia, welche scharf beobachtete, fragte mit aufgeworfenen Lippen:

„Ist Ihr etwas an der Suppe nicht recht?“

„Nehmen Sie es mir nicht übel,“ sagte Johanna, nur mühsam das Lachen bezwingend, „aber Ihre Köchin muß sich das Lehrgeld wiedergeben lassen. Sie hat die Suppe ordentlich zu salzen vergessen und Butter hat sie auch nicht hinein gethan.“

Barbara schrie laut auf. Die Tante aber erwiederte scharf:

„Butter und Salz! Warum nicht gar Zimmt oder Vanille und Marzipan zum Zubeißen? Wie müßte denn die Suppe nach Ihrem Recept gekocht werden? Ich setze voraus, daß Sie überhaupt eine Suppe kochen kann.“

„Ob ich das kann!“ sagte Johanna, vor Freude strahlend, denn nun war sie in ihrem Elemente. Sie entwickelte ihre Ansicht von der Kochkunst mit überraschender Sicherheit und war von ihrem Gegenstande so sehr erfüllt, daß sie gar kein Arges daraus hatte, welche Wirkung diese Offenbarungen auf ihre Zuhörerinnen hervorbrachte.

Barbara wäre vor Entsetzen fast taub geworden und wünschte es ganz zu sein. Sie schnitt jämmerliche Gesichter und hielt sich beide Ohren mit den Händen zu. Tante Emerentia aber lehnte sich immer weiter vor, den Kopf seitwärts gebogen, damit der Zornesblick ihrer schielenden Augen das junge Mädchen desto tödtlicher treffe; sie wechselte die Farbe zu dreien Malen und kreischte ihr endlich zu:

„Halte ein! Halte endlich ein, unseliges Geschöpf!

Das ist die offenbarste Verschwendung, die mit der Zeit in's Elend führt!"

„O, nicht doch!" entgegnete Johanna unbefangen. „Auch das Gesinde darf nicht verkürzt werden, sonst leidet die Herrschaft selber Noth. Arbeiten, wenn es nöthig ist, vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht; dafür aber auch Krug und Schüssel allzeit bis zum Rande gefüllt. Was haben denn Knecht und Magd für ihr mühseliges Dasein, wenn nicht das Bischen Essen und Trinken? Sie müssen ja für uns arbeiten, also müssen wir auch den Ueberfluß mit ihnen theilen."

„Bettelpack!" stöhnte die Tante, welcher der Zorn die Sprache raubte.

„Ach ja!" entgegnete Johanna, die den Sinn dieses Wortes mißdeutete. Armuth giebt es, Gott sei es geklagt, überall genug, und man weiß nicht, wie man dem Uebel steuern soll. Da thut denn Jeder nach Kräften das Seinige. Das hätten Sie sehen sollen, wie es Sonnabends bei uns auf der Försterei zuging. Vom frühen Morgen kamen die Armen von den umliegenden Dörfern. Der Vater gab Jedem einen Dreier, Sechser oder Groschen, die Mutter stand am Heerde und hatte für die Kranken und Gebrechlichen stets ein Süppchen bei der Hand. Die Kinder kamen zu mir, denn sie wußten, daß sie da wohl aufgehoben waren. Ja, meine liebe Madame, es ist wohl schön bei uns draußen, wenn wir Sonntags in der Kirche sitzen und der Herr Pastor uns das Christenthum predigt, aber es ist noch schöner, wenn man die Hungrigen speist, die Durstigen tränkt, die Kranken pflegt und sie dann mit hundert Segenswünschen auf den Lip-

pen, getröstet von dannen ziehen. Das ist die köstlichste Erinnerung, die ich aus dem Vaterhause mit mir genommen habe, und die ich, wenn es Gottes Wille ist, daß ich den Peter bekomme, in seinem Hause wiederherstellen will."

„Will Sie das?" fragte scharf die Tante.

„Ja, gewiß will ich es, sagte Johanna treuherzig," denn das bringt dem Hause Segen für Kind und Kindeskind. Wie sollte ich das meinem lieben Peter nicht gönnen?"

„Noch habe ich keinen Athem wieder," sagte Tante Emerentia im vollen Zorn, „sonst würde ich Ihr meine Meinung sagen, daß Sie zittern und beben sollte. Mit solchen Ansichten ist Sie im Stande, Millionen, ja ein ganzes Königreich zu vergeuden, geschweige denn ein kleines Gut, welches nicht einmal dem Herrn Liebsten gehört, sondern der Familie, nnd welches er nur aus Gnade und Barmherzigkeit verwalten darf. Versteht Sie mich? Es gehört der Familie, in welche Sie sich gern drängen möchte, aber zu der Sie keinen Zutritt haben soll, so lange ich noch den Mund bewegen und die Zunge rühren kann, Sie gewissenlose Verschwenderin, Sie!"

„Du mein himmlischer Vater, was ist doch nur das?" rief, in Thränen ausbrechend, die geängstigte Johanna. „Dort werde ich verstoßen, weil ich eine dumme Gans bin, die spart und auf Ordnung hält und hier — O, Peter! Peter! Wo bist Du? Komm doch und bringe mich von hier weg."

Peter, der von seiner Ungeduld getrieben, eben eingetreten war, eilte auf Johanna zu und schloß sie in seine Arme. Obgleich Alles ihm zeigte, daß hier nichts

Tröstliches vorgefallen sei, fragte er doch, wenn auch mit großer Zerknirschung:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

Da brach die Tante los. Unaufhaltsam, wie eine Schleuse, ergoß sich ihr Zorn. Sie verbot dem Neffen auf das Strengste jede Fortsetzung eines Verhältnisses, das nicht nur eine Familie, sondern Land und Leute zu Grunde richten könne, und verlangte, daß die schreckliche Person, welche solche verderbliche Grundsätze predige, ihr Haus sogleich verlassen solle.

Unterdessen war es dem Onkel Bastian im Kopfe herumgegangen, daß der Peter mit seiner Waldgans zur Tante Emerentia gelaufen sei und sie günstig für seine Pläne stimmen könne. Da ihm der Gedanke unerträglich war, die Einfalt vom Lande in der Familie zu haben und sie vielleicht in seinem Hause empfangen zu müssen, machte er sich sofort auf den Weg, um dies Schreckliche zu verhindern und trat in das Zimmer der Schwester, als diese gerade über die arme Johanna das Anathema aussprach. Er blieb unfern der Thür stehen. Den Hut auf dem Kopf behaltend, rief er:

„Was geht hier vor?"

„Ich sterbe!" sagte Tante Emerentia schwach.

„Das ist kein Unglück!"

„So ein junger Naseweis!"

„Aha, der Neffe. Um seinetwillen bin ich hier. Da steht er und hat die Mamsell Liebste bei der Hand. Er will sie heirathen. Was sagst Du?"

„Nimmermehr!"

„Du willst es nicht? Bravo. Ich will es auch nicht. Bravissimo! So eine Duckmeiserin!“

„So ein Weltkind!“

„So eine Kopfhängerin!“

„So eine Sabbathschänderin!“

„So eine Kokette!“

„Soll nicht in die Verwandtschaft!“

„In Ewigkeit nicht!“

„Schwester Emerentia!“

„Bruder Bastian?“

„Wir sind selten einig.“

„Niemals!“

„Aber diesmal sind wir es. Die Jungfer da ...“

„Wird Peters Frau nicht. Punktum.“

„Abgemacht! Ich komme sobald nicht wieder daher.“

Onkel Bastian sprach es und war auf und davon.

Johanna schwamm in Thränen und Peter, dem selbst das Weinen näher war, als das Lachen, führte sie, ihr tröstlich zusprechend, in das Haus der Frau Muhme.

Geduldig hörte diese die Klagelieder der jungen Leute an und sagte darauf:

„Nichts ist so schlimm, als es Anfangs aussieht. Man muß nur den Muth nicht sinken lassen. Als ich von meinem Vater, der bei einer kleinen Truppe Schauspieler war, gezwungen ward, auf dem Theater zu tanzen und zu springen, wollte ich mir auch die Augen aus dem Kopfe weinen, weil die Aeltern des jungen Mannes, mit dem ich halb und halb versprochen war, von einer Theaterprinzessin nichts wissen wollten. Am Ende ging es leidlich. Mein Bischen Comödienspiel

hat mir oft genützt und den guten Franz habe ich doch schließlich zum Mann bekommen. Darum sage ich Dir, mein Kind, daß Du Deine Sache dumm angefangen hast. Was der Mensch nicht ist und nicht sein kann, muß er den Narren zu Gefallen oft scheinen — das will ich Dir später deutlich machen. Jetzt bleibst Du bei mir und der Peter geht auf das Gut zurück. Wenn er über's Jahr wieder kommt, wollen wir weiter von der Sache sprechen."

Das wollte weder dem Peter noch der Johanna in den Kopf; aber sie mußten sich fügen. Nach einem herzbrechenden Abschiede fuhr Peter zur Stadt hinaus und wer kann sagen, wie lang ihm das nun folgende Jahr geworden? Endlich aber, wie denn Alles einmal ausläuft, kam auch der lang ersehnte Tag heran und Peter fuhr, was seine beiden Rappen laufen konnten, vom Pachthofe herunter.

III.

„Brr!" rief der Kutscher zur Mittagsstunde und die Kalesche hielt, statt bei dem Onkel oder der Tante, vor dem Hause der Muhme. Peter sprang heraus und meinte, die Johanna werde ihm nun gleich um den Hals fallen. Aber sie kam nicht. Verdutzt ging er in das Haus und in die Stube, wo die Muhme auf seine stürmischen Fragen gelassen antwortete, die Nichte sei nicht daheim, denn Onkel Bastian geben heute ein Gala-Diner und Johanna mache daselbst schon seit längerer Zeit die Honneurs des Hauses. Kopfschüttelnd entfernte er sich und kam, wie im wachen Traume in dem Hause des Onkels an.

Das war ein Durcheinander und Uebereinander und wie viele galonirte Diener auch umherliefen, er fand kaum Einen, der ihm Rede stand und halb hinhorchend erwiederte:

„Sprechen Sie doch selbst mit dem gnädigen Fräulein. August, führen Sie diesen Mann, der mit dem gnädigen Fräulein zu sprechen hat.“

August that es und ging mit ihm durch mehrere Zimmer, fragte Jeden, wo das gnädige Fräulein sei und ob keiner dieselbe gesehen habe?

„Das gnädige Fräulein ist im Salon und zeigt dem alten Herrn die neuen Tafelaufsätze, welche sie aus Paris hat kommen lassen,“ antwortete ein Anderer. „Komm nur, es ist genug zu thun. Der Mann kann ja hier warten.“

Die Diener liefen weg. Peter stand da und faßte sich an den Kopf. Er glaubte, daß er träume. Der Lärmen dauerte fort, aber es kam Niemand, der ihn zu dem Onkel führte, wie es sonst der alte Balthasar stets gethan. Der aber war nirgends zu sehen und überall im Hause gab es nur fremde Gesichter.

Endlich kam Johanna und mit ihr der Onkel. Der alte Herr war nicht wieder zu erkennen. Sein ganzes Gesicht strahlte wie Sonnenschein und zu Johanna sprach er nie anders, als: „Mein Püppchen! Wie willst Du das blaue Zimmer arrangirt haben?“ Oder: „Sage mir, mein Herzchen, was räthst Du mir für den Mittwoch Abend?“

„Mittwoch nach der Oper habe ich Spiel und Souper angeordnet,“ sagte sie leichthin. — „Ah, guten Tag, Pe-

ter! Läßt Du Dich auch einmal sehen? — Ueberhaupt," fuhr sie wieder gegen den Onkel gewendet fort, „ist die ganze Woche besetzt und höchstens über den Donnerstag wäre zu disponiren. Aber auch für den Abend können Sie nichts im Voraus bestimmen, denn der Baron Vaubreuil wird an dem Tage von Paris zurück kommen und Sie wissen wohl, daß er es übel nimmt, wenn man seine erste Soirée nicht wenigstens eine Stunde besucht. Es ist zwar langweilig da ..."

„Ledern!" schob der Onkel dazwischen.

„Wohl wahr. Aber der Baron gehört zur Crême der Gesellschaft. Was will man machen?"

„Du hast ganz recht, mein Täubchen," sagte der Onkel, ihr einen Kußfinger zuwerfend. „Wie gesagt, Deine Ideen sind immer die besten. Weiß der Himmel wie Du es nur anfängst. Ah, da ist ja auch der Vetter vom Pachthofe. Guten Tag, Vetter Peter."

„Guten Tag, Onkel Bastian," sagte dieser stotternd. „Ich bringe ..." das Wort blieb ihm in der Kehle stecken.

„Petit paysan!" sagte der Onkel, wie entschuldigend zu Johanna. „Man muß es ihm zu Gute halten."

„O, nicht doch!" entgegnete sie rasch. „Man muß ihn im Gegentheil formiren und ich denke, es soll bald gethan sein."

„Da hörst Du es, was Dir bevorsteht!" sagte Onkel Bastian lachend. „Was bringst Du denn, kleiner Peter?"

„Den Pachtzins, wenn es erlaubt ist," antwortete er kleinlaut und Onkel Bastian, die dargebotene Brieftasche mit dem Gelde nehmend, sprach zu Johanna gewendet:

„Hier, Täubchen! Ein Beitrag zu Deiner Garderobe. Er wird nöthig sein, denke ich.“

„Sehr nöthig,“ entgegnete sie, mit einem leichten Knixe dankend. „Ich war mit meiner Börse fast am Rande und die Modistin schickte mir gestern ein bedeutendes Conto. Nun, ich lasse die Herren allein, um Ihnen Zeit zu lassen, Ihr Geschäft zu beenden.“

Darauf sich ausschließlich zum Peter wendend, sagte sie: „Wir sehen uns wohl bei der Tafel?“ und war alsbald im nächsten Zimmer.

Peter stand da und wußte nicht, ob er wache oder träume. Der Onkel lachte: „Das hättest Du Dir wohl nicht gedacht? Ja, ja! So kann man sich in Leuten irren. That der armen Johanna im vorigen Jahre himmelschreiendes Unrecht. Hätte gleich soviel Verstand haben und sehen sollen, welcher edle Kern in der Schaale steckte. Habe es ihr aber auch abgebeten.“

„Ist es denn nur möglich?“ fragte Peter kopfschüttelnd. „Das Mädchen, auf das Sie so gescholten, ist jetzt bei Ihnen Alles in Allem? Ach, Onkel! Herzensonkel! Wie gefällt Ihnen denn nun meine Braut?“

„So über alle Maßen, daß ich sie selbst heirathen würde, wenn sie nur einen so alten Kerl möchte,“ entgegnete Onkel Bastian und man hörte es dem Ton der Stimme an, daß er es so meinte, wie er sprach. „Aber Braut? Was will ein solcher Bauer mit dieser Perle der Gesellschaft? Schwatzen wir keinen solchen Unsinn. Du hast gehört, daß Du bei der Tafel erscheinen sollst. Sie hat es befohlen, also Ordre parirt und ohne alle Widerrede. Geh' in Deinen Gasthof und mache eine

möglichst anständige Toilette. Allons! Punkt vier Uhr wird bei mir servirt. Und dann ist auch Johanna zurück, die wohl jetzt bei der Tante Emerentia sitzt, und scheinbar ihrem Geize huldigt, eigentlich aber, um ihr den Geschmack am Weltleben beizubringen, was mein größtes Gaudium sein soll, wenn es gelingt."

Peter ging wie im Rausche davon und kam in gleicher Weise zurück. Er stand wie verloren unter der Menge und wurde nicht bemerkt. Johanna hatte für ihn kaum einen flüchtigen Gruß Sie war zu sehr von Herren umlagert, die sich eifrig um sie bemühten. Für jeden hatte sie ein freundliches Wort, eine witzige Pointe, ein angenehmes Compliment und als der Kammerdiener anzeigte, es sei angerichtet, wäre schier ein gefährliches Ueberstürzen eingetreten, denn Alle wollten ihr den Arm bieten. Sie aber zog sich mit Grazie zurück, ging allein voran und nahm ihren gewohnten Platz an dem obern Ende der Tafel ein.

Peter hatte sich auf den unscheinbarsten Platz gesetzt und da sich kein Mensch mit ihm abgab, hatte er vollauf Gelegenheit zu sehen, was um ihn her vorging. Er gewahrte, daß Försters Johanna in diesem reichen Hause der Anfang und das Ende aller Dinge sei, die einzige Sonne, um welche sich die übrigen als gehorsame Planeten drehten und daß hier, von dem untersten Diener an, bis zu dem Onkel hinauf, Alle nach ihrer Pfeife tanzten. Zuletzt wurde ihm ganz wirr im Kopfe. Eben so unbemerkt, wie er sich niederließ, stand er auf und ging nicht nur zum Saal, sondern auch zum Hause hinaus. Schweigend saß er in seinem Stübchen. Er

hatte so vieles Unerwartete erlebt und konnte den Schlüssel dazu nicht finden. Die Johanna sah noch eben so gut und herzig aus, wie sonst im Forsthause. Und doch war sie ganz anders. Sie stand ihm so fern, daß es ihm schien, als habe er sie gar nicht gekannt, oder sie doch fast bis auf die Erinnerung vergessen.

Endlich erbarmte sich seiner der Schlaf und versetzte ihn in das heimische Forsthaus, wo er mit dem alten Herrn Förster seine Pfeife rauchte und eine Parthie Deutsch-Solo spielte, während Johanna am Spinnrade saß und ihn freundlich anlächelte.

IV.

Mit dem anbrechenden Morgen waren freilich diese lieblichen Bilder verschwunden und Alles mahnte ihn dringend an seine Pflicht. Hatte er doch gestern in der Verwirrung ganz vergessen, zur Tante Emerentia zu gehen, die dies Versehen gewiß sehr übel vermerkte. So steckte er denn das nöthige Geld ein und machte sich zur schicklichen Stunde auf den Weg zur Tante. Die alte Barbara, die ihm schon auf der Schwelle entgegenkam, sagte auf die Bitte, ihn zu melden, daß sie hier nichts mehr zu sagen habe und nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit im Hause geduldet werde. Sie wolle es sogleich dem Fräulein sagen. Damit ging sie hinein, kam aber alsbald in Johanna's Gesellschaft wieder.

Peter fuhr bei diesem Anblick vor Staunen und Schrecken zurück. War das die prächtige Dame von gestern? So scheu, so demüthig und mit einem so armse-

ligen Fähnchen bekleidet, daß der härteste Stein ein Erbarmen gefühlt hätte.

„Bist Du es denn wirklich, Johanna?“ fragte er stotternd.

„Ja, mein lieber Peter, ich bin es,“ antwortete sie in einem singenden Tone. „Gott hat große Dinge an mir gethan, als er mich in dies fromme, christliche Haus sandte, wo ich Alles kennen lernte, was allein zum wahren Heile dient und der guten Barbara hier, die ich wie eine Schwester liebe, so wie der tugendsamen Jungfer Emerentia, die ich wie eine Mutter verehre, bin ich dafür ewig dankbar.“

„Es ist ein braves Kind,“ sagte Barbara, sich die Augen trockend. „Und sie braucht so wenig; fast noch weniger als ich.“

Man kann den wahren Beruf des Lebens nicht eher würdig erfüllen, bis man sich von allen irdischen Bedürfnissen losgemacht hat,“ fuhr Johanna fort. „Darnach strebe ich; bin aber noch weit vom Ziele entfernt. Von tausend Dingen, die der Mensch zu seinem Dasein nöthig glaubt, macht er sich leicht bis auf die unentbehrlichsten los und auch diese lassen sich noch beschränken. Du, mein armer Freund, schmachtest freilich noch in den Banden des schnöden Weltlebens. Aber höre auf mich, die zu der Erkenntniß gekommen ist, und ich werde das Glück haben, Dich auf die Bahn des Heiles zu leiten, die allein zum wahren Frieden führt. Jetzt aber wird es schicklich sein, daß Du Dich zu der Tante begiebst. Folge mir.“

Tante Emerentia empfing den Neffen in der gewohnten Weise. Johanna aber sprach:

„Es ist vieles in ihm, was mir mißfällt. Aber wenn er mich wahrhaft liebt, wird er es ablegen und als ein anderer Mensch vor uns erscheinen. Jetzt aber würde es zunächst an der Zeit sein, von Geschäften zu reden, wenn Sie es ihm erlauben."

Tante Emerentia warf einen freudestrahlenden Blick auf das Mädchen und gab dem Neffen die Erlaubniß zu reden. Dieser zählte das Pachtgeld auf und stattete den gewohnten Bericht ab. Die Tante erklärte sich zufrieden und bat Johanna, die Quittung zu schreiben. Zu diesem Zwecke verlangte das junge Mädchen von dem Peter die vorjährige Quittung, und als dieser sich entschuldigte, er habe sie nicht mitgebracht, weil er das nicht für nöthig gehalten, sagte sie strenge:

„Nicht mitgebracht? Da sieht man es, wie gedankenlos Du doch eigentlich noch immer bist. Wäre sie jetzt zur Stelle, könnte man auf der Rückseite die heutige Quittung schreiben. Nun muß ich ein neues Stück Papier nehmen, was recht gut gespart werden konnte. Du bist sehr unbedachtsam, lieber Peter."

Die Tante lächelte beifällig. Barbara bekreuzte sich und Peter schaute drein, wie der Leithammel durch die halboffene Stallthür. Johanna hatte unterdessen die Quittung geschrieben und sie der Tante zur Unterschrift darreichend, sagte sie:

„Er hat ziemlich gut gewirthschaftet, aber perfect ist er noch nicht. Wenn es erlaubt ist, mache ich ihn darauf aufmerksam, wo noch hier und da hätte gespart und ein höherer Ertrag erzielt werden können."

Und nun fing sie an, das Licht ihrer ökonomischen

Weisheit leuchten zu lassen, so hell, daß die Gesichter der beiden alten geizigen Weibsbilder vor Freude widerstrahlten und dem Peter grün und gelb vor den Augen wurde. Als darauf die Tante das abgezählte Pachtgeld einstrich und Johanna ihr einen Plan vorlegte, aus welchem sie bewies, wie der Pachtzins in kurzer Zeit zu verdoppeln sei, brach jene gerührt in die Worte aus: „Du bist ein braves Kind!“ und schloß sie in ihre Arme.

Da hielt es den Peter nicht länger auf dem Stuhl. Er sprang auf und fragte sich:

„Bin ich verrückt, oder sind sie es?“

Johanna hatte der Tante die Hand geküßt und sagte: „Erlauben Sie es mir, so verlasse ich Sie jetzt und gehe meinem Berufe nach, so sauer es mir auch ankommt.“

„Ja, mein Kind,“ entgegnete Tante Emerentia. „Thue, was Dein Herz Dir zu thun befiehlt. Gehe zu dem ergrauten Sünder und sprich ihm in's Gewissen, damit er nach und nach dem weltlichen Tand entsage. Wenn Du das endlich zu Stande bringst, hast Du Dir einen ganz besondern Platz im Himmel verdient.“

Sie begleitete sie mit den Augen bis über die Schwelle und sagte dann, zu dem Neffen gewendet:

„Mein Triumph ist, daß ich das Mädchen in das Haus meines Bruders gebracht habe. Sie hat Gnade vor seinen Augen gefunden und es wird ihr über kurz oder lang gelingen, ihn vollständig zu bekehren. Dann soll große Freude in meinem Hause sein und ich will —“

Barbara schaute bedenklich darein, denn sie glaubte,

ihre Herrin werde in der Herzensfreude allerlei leichtfertige Versprechungen machen. Aber wenn sie es auch gewollt hätte, sie kam nicht dazu, denn Peter unterbrach sie mit der hastigen Frage:

„Wie gefällt Ihnen meine Braut?"

„Ausnehmend, mein Söhnchen. Aber gegen die Heirath habe ich ein Bedenken, denn die Johanna ist für Dich viel zu gut. Mit dem Bescheide kannst Du Dich trollen."

V.

Peter war zum Hause hinaus, er wußte nicht wie. Aber auch draußen fand er nirgends Ruhe. Eben so wenig in seinem Gasthause, noch bei diesem oder jenem Bekannten. Als es zu dämmern begann, stand er, er wußte selbst nicht, wie er dahin gekommen, in der Stube der Muhme, die seine Herzensergüsse ruhig anhörte und dann gelassen sagte:

„Es ist gekommen, wie ich es mir dachte und ich es Euch sagte, als Ihr im vorigen Jahre in Kummer und Leid unterzugehen glaubtet. Der Mensch findet sich in Alles und die Johanna, das muß ich sagen, hat sich ganz besonders zurecht gefunden. Wenn es mit der Pächterei einmal nicht mehr recht fort will, kannst Du Deine Zukünftige zuversichtlich auf das Theater schicken, sie wird Dir alle Ehre machen. Was aber sonst zu sagen wäre, das magst Du von ihr selbst hören, denn da kommt sie eben. Ich bin eine viel zu wohlerzogene Muhme, als daß ich Eure Vertraulichkeiten stören sollte und mache gern Plätz, noch ehe Ihr darum bittet."

Peter hatte in den beiden letzten Tagen vieles Ungewöhnliche erlebt. Als er nun aber die Johanna vor sich sah, blühend wie immer, in derselben Tracht, wie er sie daheim im Forsthause stets gesehen; als sie, ihn treuherzig grüßend, ihm die Hand reichte und ihm einen Kuß gab, wie in früheren, schöneren Tagen, da hatte er ganz den Kopf verloren und war in Gefahr, ihn nicht wieder zu finden.

„Setze Dich zu mir, lieber Peter," bat sie schmeichelnd. „Ich will Dir Alles sagen und ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein."

Das that Peter, und wie Johanna erzählte, fiel es ihm nach und nach wie Schuppen von den Augen. Die Muhme-Comödiantin als Lehrerin und das aufgeweckte Försterkind als Schülerin, der betrogene Onkel und die betrogene Tante, tanzten an ihm vorüber. Er begriff Alles und als Johanna endete, schloß er sie in seine Arme und rief jubelnd:

„Das danke ich Dir und werde zeitlebens darnach trachten, es Dir zu vergelten, Du liebe, herzige Johanna, Du."

Sie hatten sich noch Vieles zu erzählen, und als Peter endlich spät zu Hause anlangte, erließ er an Onkel Bastian und an Tante Emerentia feierliche Schreiben, worin er wiederholt um ihre Einwilligung zu seiner Heirath bat. Am andern Tage aber sprach er zur verabredeten Zeit zunächst bei der Tante ein, um selbst die Antwort zu holen und fand seine Johanna bereits auf einem Schemmel vor der Tante sitzend und mit ihr den neuen Pachtanschlag ernstlich erwägend. Mitten in dies wich-

tige Werk aber platzte der Onkel Bastian herein, und zur Schwester tretend, sprach er in der polternden Weise, die er ihr gegenüber annahm:

„Schwester Emerentia!“

„Bruder Bastian?“

„Ich bin wieder daher gekommen.“

„Mitten in das Geschäft hinein; wie ein Heide.“

„Will aber was Christliches verkünden.“

„Verkündige! Ich höre.“

„In der Jungfer da habe ich mich geirrt.“

„Ich auch. Sie ist ein Schatz.“

„Eine Perle.“

„So häuslich, so wirthschaftlich.“

„So manierlich, so elegant.“

„So enthaltsam, so fromm.“

„So geistreich und witzig.“

„So demüthig und christlich.“

„So bezaubernd und bestrickend.“

„Ein Edelstein für das Haus.“

„Ein Diamant für die Gesellschaft.“

„Der Neffe wirbt um sie.“

„Wollen wir es zugeben?“

„Unbedenklich.“

„Schwester Emerentia!“

„Bruder Bastian?“

„Wir sind schon wieder einmal einig.“

„Es ist erstaunlich.“

Johanna und Peter ließen die beiden alten Leute nicht weiter reden. Sie zogen sie mit in ihre Umarnung und

es wurde in der stillen Stube der Tante Emerentia ungewöhnlich lebendig.

Als aber drei Monate später der Peter wieder in die Residenz kam, als er in dem Stübchen der Tante getraut war mit der Geliebten und der Hochzeitsschmaus bei dem Onkel endete; als er mit seinem jungen Weibe zur Stadt hinaus und in die ländliche Einsamkeit hineinfuhr, sagte er, sie an sein Herz drückend:

„Du hast vortrefflich Comödienspielen gelernt, aber es wird mir doch lieb sein, wenn Du Dein Talent nicht weiter benutzest."

„Sei ohne Sorgen," antwortete sie heiter. „Ich werde fortan nur auf einem einzigen Schauplatz auftreten und auch dort nur in der Rolle Deiner Geliebten."

Mein Herr Onkel.

Auf dem Marktplatz einer ansehnlichen Provinzialstadt stand an der Mittagsseite ein elegant gebautes Haus. Die untern Räume desselben wurden zu einem Kaffeehause benutzt; die übrigen Stockwerke waren zu einem Hotel garni eingerichtet.

Alles in diesem Hause war sauber und mit einem gewissen Luxus hergestellt. Dabei waren die Preise nicht übermäßig angesetzt. Hieraus folgte, daß man in den Billards- und Speisezimmern des Souterains stets eine gewählte Gesellschaft aus der Stadt und der nächsten Umgegend fand, während die meublirten Zimmer der oberen Stockwerke fortwährend von durchreisenden Fremden, die sich längere oder kürzere Zeit hier aufhielten, in Beschlag genommen wurden.

Eben waren wieder zwei Herren angekommen, auf verschiedene Weise und aus entgegengesetzten Richtungen, die hier ein Obdach gesucht und gefunden hatten.

Der Erste, ein junger, eleganter Herr, einer von denen, die in den Salons der Hauptstadt stets eine Rolle spielen und sich in Provinzialstädten, wenn sie der Zufall dahin verschlägt, entweder sträflich langweilen, oder durch ihre tollen Steiche Alles in Allarm setzen, kam bereits in der frühsten Morgenstunde an. Er versicherte, die ganze Nacht durchgefahren zu sein und fragte, ob Herr

von Salbach der Aeltere noch nicht angekommen sei? Auf die deßfalsige verneinende Antwort ging er ärgerlich auf sein Zimmer, das er schon früher bewohnt hatte und sich während seines kurzen Aufenthaltes nach der Hauptstadt reserviren ließ.

Der Andere langte erst zu Mittag an und zwar so spät, daß sich die gewöhnlichen Tischgäste bereits entfernt hatten. Er kam bescheiden zu Fuß; erklärte, daß sein Wagen und sein Gepäck morgen nachfolgen würden, bat, ihm ein Zimmer im zweiten Stock einzurichten und ging dann in den Speisesaal um das Versäumte einzubringen. Der Oberkellner, der es sich seit langer Zeit eingeredet hatte, ein großer Menschenkenner zu sein, wußte bei'm ersten Blick auf den abgetragenen Rock und die bestäubten Stiefeln des Fremden, daß hier nicht besonders viel zu holen sei und beschloß, sich nicht allzusehr anzustrengen. Wirklich mußte der Fremde zwei Mal nach der Suppe rufen, ehe ihm diese vorgesetzt wurde.

Der junge Mann, der sich vorher nach Herrn von Salbach dem Aelteren erkundigt hatte, war Herr von Salbach der Jüngere. Geschäfte hatten ihn nach dieser Provinzialstadt geführt. Geschäfte von Bedeutung. Es galt, eine Braut von großer Schönheit und noch größerem Vermögen zu erobern. Aber er wurde des kleinstädtischen Nestes bald überdrüssig. Brillante Hoffeste lockten ihn gebieterisch nach der Residenz und nachdem diese vorüber waren, kehrte er in die Provinz zurück, um wie er sagte, das früher unterbrochene Geschäft wieder

aufzunehmen. Er bedurfte aber hierzu, aus verschiedenen Gründen seines Onkels und dieser wollte noch immer nicht kommen, obgleich ihm der junge Herr die Sache klar auseinander gesetzt und ihn dringend gebeten hatte, seine Ankunft „aus dem Westen“ zu beschleunigen.

Eben fuhr ein Wagen vor und der junge Herr von Salbach, der den Vornamen Emil führte, eilte an's Fenster. Der neue Ankömmling war bereits ausgestiegen. Emil schellte und der Kellner kam herein.

„Ist der Fremde, der so eben anlangte, Herr von Salbach der Aeltere?“

„Nein, gnädiger Herr. Aber dieser Brief ward so eben für Sie abgegeben.“

Der Kellner ging und Emil, die Handschrift des Onkels erkennend, beeilte sich, zu erforschen, was das Schreiben enthalte. Er las folgendes:

Mein lieber Neffe!

Mit Rührung habe ich gelesen, welche Sehnsucht Du nach mir hast und es nicht erwarten kannst, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Freilich kann ich, Deine Aufrichtigkeit betreffend, einige kleine Zweifel nicht unterdrücken, denn wäre Deine Liebe zu mir wirklich so überschwänglich und die Sehnsucht, mich von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wirklich so groß, wie Du sie mir schilderst, so nimmt es mich Wunder, daß Du keiner meiner Einladungen gefolgt bist, mich auf meinem Gute, das allerdings weit von Deinem Residenz-Eldorado entfernt ist, zu besuchen. Aber es wäre unbillig, Dich in Deinen Vergnügungen — Geschäften sollte ich sagen —

zu stören, und ich leiste gern auf das Vergnügen Verzicht, Dich kennen zu lernen, wenn ich dafür die Freude habe, Dich zufrieden zu wissen.

Du hast Dich also, wie Du sagst, durch verschiedene Spekulationen, für deren Tiefe das Jahrhundert nicht reif ist, so gut wie ruinirt und willst Dich durch eine reiche Heirath retten? Ich wünsche Dir Glück und Deinem künftigen Schwiegerpapa Dummheit genug, damit er Dir seine Tochter giebt, denn ein Kluger wird es schwerlich thun. Ich wünsche es um so mehr, als ich mit meinen altfränkischen Ansichten, Deinem Vetter, der schon seit Jahren bei mir wohnt und ein tüchtiger Landwirth ist, den Vorzug vor Dir gebe und er muthmaßlich mein Erbe sein wird.

Du hast Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um mich zu veranlassen, Dich an dem Orte Deines jetzigen Aufenthaltes zu treffen und Tag und Stunde des Rendezvous festgesetzt. Es thut mir leid, Dir Deine Bitte abschlagen zu müssen, da ich während der Aerndte keine Zeit habe, was Dich befremden wird, da Du eine Zeit der Aerndte nicht kennst, sondern noch stets in den Tagen der Aussaat lebst. Wirb und heirathe also in diesem Falle ohne mich. Ist aber Alles nach Wunsch gegangen, so sollte es mir angenehm sein, Dich mit Deinem jungen Weibe bei mir zu sehen.

Um die vielen abschlägigen Antworten, die ich Dir leider habe ertheilen müssen, einigermaßen zu versüßen, lege ich Dir einen Wechsel auf tausend Thaler bei, da ich mir einbilde, daß Dir gerade in jetziger Zeit eine gefüllte Börse besonders willkommen sein muß. Als eine außer-

ordentliche Liebenswürdigkeit mußt Du es mir anrechnen, daß der Wechsel, den ich Dir übermache, auf den Mann ausgestellt ist, den Du Dir zum Schwiegervater auserſehen haſt. Das wird Dir in dem Hauſe Anſehn und Credit verſchaffen.

Dein Onkel

Ernſt von Salbach.

„Verdammt!“ rief Emil, mit dem Fuße ſtampfend. Er will nicht kommen und doch muß ich einen Onkel haben, er mag herkommen wo er will, denn ich habe verſprochen, ihn heute zu präſentiren.“

Indem wir es Emil überlaſſen, ſich einen Onkel zu ſchaffen, wenn er einen bekommen kann, ſei es uns vergönnt, den jungen Salonhelden mit wenigen Pinſelſtrichen abzukonterfeien.

Emil war ein ſchlank gewachſener Junge, mit einem braunen Lockenkopf, lebhaften ſchwarzen Augen und markirtem Geſicht. In ſeiner Haltung lag etwas Vornehmes; ſeine Bewegungen verriethen den Salon, worin er aufgewachſen war. Er war einer von den Löwen des Tages, der alle Eigenſchaften eines ſolchen im hohen Grade beſaß. Er ritt, er fuhr, er focht und jagte mit Leichtigkeit. Er arrangirte auf das Unvergleichlichſte Bälle und Picknicks; hatte den vorzüglichſten Schneider und den durchtriebenſten Schelm zum Kammerdiener. Galt es, irgendwo einen tollen Streich anzuzetteln, ſtand er gewiß an der Spitze der Verſchwörung. Galt es, ein junges

Gänschen zu beschwatzen, so war er mehr als Don Juan. Um der Ausübung aller dieser Tugenden, die ihm in der „Gesellschaft, wie sie sein soll" einige Bedeutung verliehen, mit Erfolg obliegen zu können, hatte sein Herr Vater die Güte gehabt, ihm ein respektables Vermögen zu hinterlassen, das nur den einzigen Fehler hatte unter Emil's gewiß bemerkenswerther Finanz-Verwaltung nicht länger als sechs Jahre vorzuhalten. Er war bis auf eine Handvoll Louisd'or mit demselben am Rande; beträchtlicher Schulden nicht zu gedenken.

Da wurde ihm durch einen Zufall bekannt, daß in der mehrgedachten Provinzialstadt ein Mann lebe, zu welchem seine Familie früher in mehrfacher Beziehung gestanden habe. Besagter Mann war sehr reich und hatte eine hübsche, heirathsfähige Tochter. Sogleich ward beschlossen, um diese zu werben und sie, sammt ihrem Gelde zu heirathen. Sehen wir, wie Emil zum Siege eilt.

Das Haupt dieser Familie stand einem großen Handelshause vor. Die Firma desselben hieß ursprünglich: Goldfuß, Krautmann und Wollhaber, und hatte schon seit undenklichen Zeiten in dem Orte bestanden. Aber obgleich die Firma noch immer in ihrer ganzen Länge und Würde, sowohl auf dem Comtoirschild, als unter den Wechseln prangte, so waren doch zwei der Herren Compagnons nebst den Ihrigen längst den Weg alles Fleisches gegangen. Nur der Goldfuß war noch vorhanden und der ausschließliche Besitzer aller Activa. Passiva waren nicht vorhanden.

Dieser Goldfuß war ein kurzer, stämmiger Mann in den fünfzigern, mit einem freundlichen Gesicht, worauf die Gesundheit blühte und mit so vielen Geisteskräften ausgerüstet, als er zur Handhabung seines Geschäftes brauchte. Alles, was hierüber hinausging, es mochte der Wissenschaft, oder der Kunst angehören, bezeichnete er mit dem Ausdrucke Bagatelle nnd zeigte durchaus keine Sympathieen für sie, noch für die Leute, die sich zufällig damit befaßten. Dagegen hatte er großen Respekt vor vornehmen Leuten und wenn auch diese sich mit den sogenannten „Bagatellen" einließen, oder gar die Zeit mit Nichtsthun hinbrachten und endlich ihr eigenes, oder was noch schlimmer ist, anderer Leute Geld verthaten, so hatte er wohl Augen dafür, aber er wagte nicht, sich laut darüber zu äußern. Fielen dagegen solche Excesse unter seines Gleichen vor, war Herr Amandus Goldfuß gleich bei der Hand. Man sieht, daß wir mit einem Manne zu thun haben, wie uns deren auf der Straße tagtäglich begegnen.

Madame Goldfuß paßte dem Aeußern nach ganz und gar zu ihrem Eheherrn mittelst ihrer kleinen, kugelrunden Figur und einer gesegneten Anlage zum Fettwerden, die sich besonders in einem bemerkenswerthen Doppelkinn kundgab. An geistigen Fähigkeiten stand sie bedeutend hinter ihm zurück und war sehr schweigsam. Sie theilte indessen des Gatten Vorliebe für hochgeborne Personen und begrüßte sie stets mit einem auffallend tiefen Knixe. Uebrigens war sie eine perfekte Köchin, was die Gäste des Hauses bei den monatlichen Diners, die der Hausherr gab, zur Genüge erprobten, und herrschte despotisch

in Küche und Keller. Auch diese Dame ist keine ätherische Figur, sondern in vielen Haushaltungen genau so zu finden, wie sie hier beschrieben wird, welches für die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte ein abermaliger schlagender Beweis ist.

Beider Tochter, Demoiselle Elisabeth Rebecca, war, wie Herr Emil von Salbach seinem Onkel ganz richtig bemerkte, ein sehr hübsches und sehr reiches Mädchen. Sie wußte recht gut, wie freundlich sie von der Mutter Natur bedacht worden und that sich nicht wenig darauf zu Gute. Sie wußte ferner, von welcher Bedeutsamkeit dereinst ihre Aussteuer sein werde, und dies gab ihr noch mehr Selbstbewußtsein. Ob sie, was die Ehrfurcht vor hochgestellten Personen anlangt, die Neigung ihrer Aeltern theilte, darüber kann nichts Genaues berichtet werden. Sollte man aber nach dem Benehmen urtheilen, das sie gegen Herr von Salbach beobachtete, seit dieser in dem Hause der Aeltern aus- und einging, so wäre dies fast zu verneinen gewesen. Sie wurde bei seinem Eintritt, geschah dieser auch noch so unerwartet, nie roth und schien an seiner Unterhaltung kein besonderes Vergnügen zu finden.

Der zuletzt in dem Hotel garni eingekehrte Fremde saß noch bei seinem Mittagsmahl, als Emil von Salbach eintrat und den Ersteren nachlässig grüßend, an ihm vorüber in das Billardzimmer ging. Der Fremde sah dem jungen Sausewind nach und wandte sich an den Oberkellner:

„Auch ein Bewohner des Hauses?"

„Ja!"

„Scheint mir nicht besonders viel Lebensart zu besitzen."

Der Oberkellner, verdrießlich, daß ein einfacher Fußgänger es wagte, sich in einem solchen Tone über einen guten Kunden des Hauses zu äußern, entgegnete hochfahrend:

„Sehr im Gegentheil. Herr Emil von Salbach ist ein sehr angenehmer Cavalier und der Liebling der ganzen Stadt."

„Das also ist Herr Emil von Salbach? So! So!" sagte der Fremde und warf einen neugierigen Blick in das Billardzimmer.

Der Genannte erschien in der Thür und bestellte Kaffee. Als dieser von dem Oberkellner gebracht wurde, sagte er zu diesem, der bereits sein Vertrauter geworden war:

„Mein Onkel bleibt aus. Sehr fatal! Und ich brauche ihn doch so nöthig. Ich könnte morgen meine Verlobung feiern."

„Nun," lachte der Kellner listig. „Da wäre wohl zu helfen. Euer Gnaden müßten nur . . ."

„Was müßte ich?"

„Sich einen andern Onkel verschaffen, der an die Stelle des ersten tritt."

„Der Gedanke ist gut. Aber, woher nehmen wir schnell einen solchen?"

„Der Zufall hat für Euer Gnaden gesorgt. Haben Sie wohl den Fremden bemerkt, der im Saale speist?"

„So obenhin. Er scheint keine besondere Figur zu machen.“

„Gewiß ist es ein armer Teufel. Er kam zu Fuß, bestellte ein Zimmer im zweiten Stock hinten heraus, ißt, außer der Suppe nur ein Gericht und hat keinen Wein bestellt.“

„Und nun?“

„Nun, gnädiger Herr; ich denke, wir haben hier einen Schauspieler ohne Engagement, oder sonst ein fahrendes Genie, das keine große Schwierigkeiten machen würde, wenn man ihm für die begehrte Gastrolle eine freie Zeche und ein Paar Füchse bewilligte.“

„Nicht übel ersonnen. Wir wollen sogleich sehen, ob Dein Projekt sich ausführen läßt. Verlaß mich jetzt, damit wir keinen Verdacht erregen.“

Der Kellner ging und nach einer Pause folgte ihm Emil in den Saal. Der Fremde hatte abgespeist und las ein Zeitungsblatt. Emil nahte sich ihm und sagte überaus freundlich:

„Wie ich sehe, lesen Sie den Hamburger Correspondenten. Wenn Sie Ihre Lectüre beendet haben, werde ich darum bitten.“

„Das Blatt steht schon jetzt zu Diensten. Sie werden nicht sonderlich viel darin finden.“

Emil sah die Zeitung kaum an. Er hatte sich neben dem Fremden niedergelassen und sagte mit gewinnendem Tone:

„Sie bewohnen auch dieses Hotel?“

Der Fremde bejahte.

„Wir sind also Hausgenossen!“ fuhr Emil fort.

„In diesem Falle ziemt es sich, daß wir nähere Bekanntschaft miteinander machen. Es giebt hier im Orte der eigentlichen guten Gesellschafter so wenig, daß man jede Gelegenheit ergreift, sie an sich zu ziehen, wo sie sich irgend bieten mag. Wollen Sie erlauben, daß ich, als der am längsten hier Weilende, Sie, nach der Väter Sitte, mit einem vollen Becher begrüße?“

Der Fremde bejahte abermals.

„Kellner!“ rief Emil. „Champagner Cliquot! Kelchgläser! Ich hänge darin der alten Sitte an, den Champagner nur aus Kelchgläsern zu trinken. Die breiten Glasscherben, welche man uns jetzt aufzutischen pflegt, sind mir zuwider. Ihnen nicht auch, mein Herr?“

Der Fremde trank erst sein Glas bis auf die Nagelprobe aus und bejahte zum dritten Male. Ein Mann, der drei Mal nacheinander, ohne sich zu bedenken, Ja sagte, war für Emil eine traitable Personage. Er glaubte also nicht, besondere Umstände machen zu müssen. sondern ging ziemlich gerade auf sein Ziel los. Der Fremde, der entweder Scharfsinn genug besaß, den jungen Herrn zu errathen, oder auch vorhin die von dem Kellner im Billardzimmer ertheilten Rathschläge vernommen hatte, machte ihm den Angriff nicht schwer, sondern nickte und nickte immer fort, bis er endlich den Redner unterbrach und sagte:

„Ich weiß mich in jegliche Rolle zu finden, mein Herr!“

„Der Tausend! Ich habe also richtig gerathen. Oder vielmehr August, der Schelm, der ein Oberkellner von vielem Verstande ist, und wohl verdiente, in seiner Sphäre in der Residenz zu glänzen.“

„Und was errieth jener Menschenkenner?“

„Er errieth in Ihnen den Menschendarsteller.“

„Also ich ein Schauspieler? Sie mögen nicht Unrecht haben. Ich bin in der That ....“

„Ersparen Sie sich ein Bekenntniß,“ unterbrach ihn Emil. „Sie haben sich mit Ihrem Director erzürnt. Er spielt Ihr Fach und beneidete den Beifall, den Sie davontrugen und intriguirte gegen Sie. Ich kenne das. Solche Geschichten kommen täglich vor. Nun sind Sie außer Engagement und ich biete Ihnen, bis sich ein solches findet, eine Gastrolle an, freilich nur eine und obenein in einer Comödie del arte, die gänzlich aus der Mode gekommen ist. Aber sie gewährt Ihnen, nach mühsamer Wanderung, einen angenehmen Ruhepunkt und wenn Sie Beifall erringen, können Sie sich auf mich verlassen. Ich werde Sie honnet bezahlen.“

Der Fremde zuckte unmerklich, als er vom Bezahlen hörte, faßte sich aber bald und nahm den gemachten Antrag an. Man lachte und scherzte, trank eine zweite Flasche, verabredete noch einige Scenen, die man mit einander durchspielen wollte und trennte sich dann, um nach einiger Zeit zum Beginn des Lustspiels zusammen zu treffen.

Herr Amandus Goldfuß saß in einer schattigen Laube seines Gartens und freute sich des lieben Sonntags. Ihm zur Seite saß Frau Gertrude Susanne, seine treue Eheliebste, die sich ebenfalls des Feiertages freute, außer-

dem aber sich noch mit einem Strickstrumpfe viel zu schaffen machte.

„Es ist also Dein völliger Ernst, Amandus?“ fragte sie nach einer längern Pause.

„Mein sehr völliger sogar,“ entgegnete Amandus. „Unsere Tochter wird Frau von Salbach heißen und in eine vornehme Familie eintreten ...“

„Das ist allerdings sehr viel, aber ...“

„Ja, ja, ich weiß. Du willst lieber Alles haben. Aber das ist ein sehr dummer Wortwitz und jetzt ganz aus der Mode. Kein Mensch macht jetzt mehr Wortwitze, sondern Sachwitze. Ich verstehe zwar nicht, was das heißt, ist aber auch für einen ehrsamen Kaufmann nicht nöthig.“

„Ich verstehe Dich garnicht,“ sagte Madame.

„Was muß ich plötzlich für ein weiser Mann geworden sein, daß meine Frau, mit der ich nun schon bis zur Gränze der silbernen Hochzeit zusammen gegangen bin, mich nicht mehr versteht. Nun denn, deutlich und deutsch; antworte kurz und präcise. Der junge Herr Emil von Salbach will unsere Tochter heirathen.“

„Ja!“

„Der junge Herr ist ein Sausewind, dessen Haar auf dem Kopfe — für den Fall, daß er keine Perrücke trägt — höchstens noch sein Eigenthum ist, sonst gehört er von der Stiefelsohle bis zur Halsbinde seinem Schuster und Schneider.“

„Schrecklich.“

„In diesem Betracht ist es also ein Unsinn, an eine Heirath zu denken. Er bringt nichts in's Haus und es

ist zu vermuthen, daß er von dem Unsrigen ein Beträchtliches herausnimmt. Aber er gehört einer angesehenen Familie an, trägt einen vornehmen Namen und würde, als unser Verwandter, gewissermaßen einen Schein auf uns werfen."

„Sehr wahr."

„Jetzt höre mich an. Ich habe ihm gesagt, sein Onkel solle den Ausschag geben. Wenn dieser käme und seinen Consens zu der Heirath ertheilte, auch hinsichtlich der irdischen Güter, die dieser respectable Herr in reichlichstem Maaße besitzt, ein Wort fallen ließe, so wolle ich die Heirath zugeben. Das wurde ausgemacht, bevor er vor ein Paar Tagen nach der Hauptstadt reiste."

Ein alter Commis, der leicht seit der Einrichtung des Hauses in dem Comptoir desselben fungirt haben mochte, kam jetzt herbei und sagte:

„Wollte hiermit einen Gruß von dem jungen Herrn von Salbach ausrichten, den Hochderselbe so eben für Sie im Comptoir hinterlassen hat. Er präsentirte einen Wechsel, den sein Herr Onkel ausgestellt hatte und den der Herr Cassirer sogleich mit der Baarsumme von tausend Thalern honorirt hat, ob es gleich gegen die Ordnung ist, an einem Sonntage Wechsel zu präsentiren und auszuzahlen."

„Ganz wohl, Herr Matthias, ich danke Ihnen. — Du siehst, Eheliebste, daß zwischen Onkel und Neffen ein ganz leidliches Verhältniß obwalten muß, denn sonst hätte der Alte nicht den Wechsel herausgerückt. — Aber worauf warten Sie noch Herr Matthias?"

„Habe annoch zu vermelden," entgegnete dieser, daß

der junge gnädige Herr sich entschuldigen ließ, nicht selbst Ihnen eine Visite im Garten abstatten zu können. Er sei sehr pressirt, sagte er. Sein Onkel sei vor einer Stunde angekommen und mit diesem werde er später zu erscheinen die Ehre haben."

„Was? Der Onkel! — Frau! Nun ist die Geschichte richtig! — Bisher habe ich noch nicht daran glauben wollen. — Gehen Sie immer voran, Herr Matthias! — Nun komm, Madame Goldfuß, begieb Dich in's Haus und sorge für die Gäste, die uns gemeldet sind; dann aber sprich mit Deiner Tochter, damit sie nicht unerwartet mitten in die Verlobung hineinplumpt. Sie muß doch, nach altem Gebrauche, sich erst ein wenig zieren und drein reden. Komm nur! Komm!"

Während dieses Gespräch in dem vordern Theil des Gartens gehalten und abgebrochen wurde, ereignete sich in dem entfernteren Theile desselben eine Scene anderer Art. Dort wandelte in dem Schatten einer dichtbelaubten Lindenallee Mamsell Elisabeth Rebecca Goldfuß, das schöne Köpfchen gesenkt, nicht rechts noch links blickend, aber mit einem angenehmen Lächeln, das um ihre Lippen spielte. Während sie nun, allem Anschein nach, nichts von dem sah, was um sie her vorging, hörte sie desto mehr auf das, was in ihrer Nähe gesprochen wurde und besagtes freundliches Lächeln verrieth, das sie es gern hörte.

Und wer sprach zu ihr?

Da ging ein junger Mensch neben ihr, recht artig anzuschauen, mit blondem Haar und lichtblauen Augen. Er war sorgsam, aber nicht auffallend gekleidet, hielt sich in einer bescheidenen Entfernung und in seiner Stimme lag etwas ganz besonders Einschmeichelndes. Er arbeitete seit einiger Zeit in dem Comptoir des Herrn Goldfuß, der sonst nicht gern junge Leute hinter seinen Comptoirpulten sah, diesmal aber eine Ausnahme zu machen gezwungen war. Der alte Herr von Salbach hatte denselben auf das Dringendste empfohlen und gebeten, dem jungen Manne, der sich der Handlung mit Leidenschaft widme, ein weiser Führer zu sein. Das war ihm Amandus und führte ihn so geschickt, daß sein neuer Zögling bald allein gehen konnte. Möglicherweise hatte es dieser auch schon früher gekonnt.

Herr Franz declamirte sehr eifrig. In der That hatte er sich das dankbarste Thema erwählt, das ein Declamator ausbeuten kann: die Liebe. Genau genommen, war es die Liebe zu Mamsell Goldfuß, die er ihr in aller Form erklärte und um Gegenliebe bat.

Es war schon gesagt, daß Elisabeth alles mit niedergeschlagenen Augen anhörte, um sich die Verwirrung zu ersparen, und dem jungen Manne Muth zu machen, weiter zu reden. Jetzt aber erhob sie das Köpfchen und mit einem allerliebsten Erröthen sagte sie die Phrase, die junge Mädchen immer sagen, wenn ihnen der Antrag ihres Liebhabers gefällt:

„Sprechen Sie mit meinen Aeltern."

„Das will ich!" entgegnete Herr Franz, seiner Erwählten die Hand küssend. „Ich fürchte nur, daß meine

Bewerbung keinen besonders glänzenden Erfolg haben wird. Ich bin nur Herr Franz schlechtweg."

„Niemals verlange ich etwas anderes zu sein," entgegnete sie lebhaft.

„Dank Ihnen für dies Geständniß, aber Ihre Aeltern scheinen anderer Meinung zu sein. Sie protegiren einen jungen Cavalier . . ."

„Von dem ich nichts wissen will. Hören Sie! Garnichts. Herr Emil von Salbach ist mir zuwider und ich will lieber als alte Jungfer sterben, ehe ich mich mit ihm verheirathe. Sobald mein Vater mit mir darüber spricht, werde ich es ihm gerade heraus sagen."

Mamsell Elisabeth hatte diese Worte nicht ohne Eifer gesprochen. Man sah es an dem feurigen Blick des Mannes, mit welcher Wonne er die Erklärung seiner Geliebten entgegen nahm. Diese aber, sich besinnend, erkannte, daß sie gar nicht hätte deutlicher sein können und nichts konnte der lebhaft Erröthenden willkommener sein, als die Stimme des Hausmädchens, die sich jetzt eben in der Ferne vernehmen ließ.

„Man ruft mich!" sagte sie hastig und entfernte sich schnell, ohne Franz noch einmal anzusehen. Dieser rief ihr ein freundliches Lebewohl nach und sagte zu sich selbst:

„Der Onkel wird sich freuen, wenn er sieht, wie weit ich schon vorgeschritten bin. Es macht mich sehr glücklich, daß ich seinen Wunsch erfüllen und zugleich meinem Herzen genug thun kann.

Die Sonntagstafel des Herrn Amandus Goldfuß, an welcher er zwischen Frau und Tochter präsidirte und den Commis und Lehrlingen des Hauses, die dazu stets eingeladen waren, im Essen und Trinken mit gutem Beispiel voranging, hatte heute noch ein besonderes feierliches Aussehen, da sie Onkel uud Neffe Salbach als Theilnehmer zählte. Man war lustig und guter Dinge, nnd als man zum Schluß außer Tokayer und ächtem Johannisberger, auch noch Champagner servirte, war der alte, ehrenfeste Matthias so wein- und redselig, daß er mit dem blutjungen Franz auf die Fortdauer einer guten Kameradschaft anstieß.

Als die Tafel aufgehoben war, zogen sich die Wirthe des Hauses mit ihren Ehrengästen in ein Nebenzimmer zurück, um nach altem Gebrauch Caffee und Liqueur zu trinken. Auf dem Wege dahin flüsterte Emil dem engagirten Onkel zu:

„Und nun ohne Weiteres zur Sache. Machen Sie es gescheut und es wird mir auf eine Honorarzulage nicht ankommen.“

„Ohne Sorge, mein Herr,“ entgegnete Jener mit feinem Lächeln. Die Onkels waren von jeher mein Fach und ich spiele sie mit Leidenschaft.“

In der That schien sich auch alles sehr günstig zu gestalten. Als der Caffee präsentirt wurde, zog sich der Onkel in eine Ecke des Zimmers zurück und sprach angelegentlich mit Goldfuß, während Emil sich bemühte, die Damen zu unterhalten. Das Resultat der Unterhaltung welche die beiden Herren mit einander führten, mußte ein sehr zufriedenstellendes gewesen sein, denn sie kamen

mit freudestrahlenden Gesichtern zur Gesellschaft zurück und indem sie die Damen zu einer Promenade in den Garten aufforderten, sagte Herr Amandus Goldfuß zu seiner Frau:

„Die Herren werden uns morgen abermals die Ehre schenken, mit uns zu speisen. Vor Tische wird aber eine besonders beachtenswerthe Feierlichkeit stattfinden, wozu ich noch in dieser Stunde unsere Verwandten und genauen Freunde einladen will. Es koste, was es wolle, nur daß es an nichts fehle. Nimm Hülfe an, soviel Du magst, damit Alles wohl in einander greife, denn daß ich es nur sage, der morgende Tag wird ein Ehrentag unseres Hauses sein und Alle, die an der Feierlichkeit Theil nehmen, werden sich dessen noch lange mit Vergnügen erinnern."

Als Madame Goldfuß hörte, welche Last von Geschäften ihr aufgebürdet sei, hatte sie wenig Lust, jetzt noch einen Spatziergang zu beginnen, sondern ging sogleich, um das dienende Personal um sich zu versammeln. Vorher aber fragte sie noch ihren Mann, welche Veranlassung eigentlich zu einer schnell improvisirten Festlichkeit vorhanden sei und ob sie als Mutter — denn sie ahne wohl, wovon die Rede sei — nicht in das Vertrauen gezogen werden solle?

Hierzu hatte aber Herr Goldfuß wenig Lust und ließ seine Frau in Ungewißheit über Morgen; zog sich auch mit dem Onkel in sein Arbeitszimmer zurück, wo muthmaßlich die angenehmsten Geschäfte vorgenommen wurden, denn augenscheinlich sehr erfreut, bestellte der Hausherr nach einer Weile Pfeifen nebst einer Flasche

Ungar, womit er sich in die Stille seines Cabinettes zurückzog.

Als Elisabeth sah, daß sie allein mit Emil bleiben werde, fiel ihr plötzlich ein, daß sie es unmöglich verantworten könne, wenn sie ihre Mutter in der Zeit der Noth verließe und daß es ihre Schuldigkeit sei, ihr beizuspringen und hülfreich zu sein. Demgemäß entschuldigte sie sich mit einem höflichen Knix, streifte mit einem zweiten an den eben eintretenden Franz vorüber, wobei es ohne Erröthen nicht abging und verließ das Zimmer.

Franz schien nicht viel auf die vornehme Geburt Emils zu geben, denn er stellte sich ihm mit einiger Nachlässigkeit gegenüber und fragte:

„Euer Edlen beabsichtigen, wie allgemein verlautet, eine Mariage mit diesem Hause?"

„Hat man sich irgendwie darum zu bekümmern?" entgegnete der Angeredete im hochfahrenden Tone.

„Es ist nur," fuhr Franz in scheinbarer Demuth fort, „weil ich für diesen Fall, als ein Angehöriger des Hauses, doch einige Vorbereitungen treffen möchte, um die Liebe und Verehrung auszudrücken, welche ich sowohl für meinen Herrn Prinzipal, als auch für alle diejenigen empfinde, die ihm angehören."

„So! So!" entgegnete Emil. „Nun, dazu wird sich auch später Gelegenheit finden. Gedulden Sie sich nur bis Morgen. Hören Sie? Bis Morgen. Dann werden Sie hoffentlich so klar sehen, daß Ihnen die Augen übergehen, denn ich sehe es deutlich, daß Sie selbst einige Absichten hatten und daß Sie nun grün und gelb vor Aerger auf dem Grabe Ihrer Hoffnungen stehen."

„Euer Edlen,“ sagte Franz gut gelaunt, „irren sich zu meiner Betrübniß sehr. Ich bin ganz einfach der Meinung, daß Fräulein Elisabeth morgen mit dem jungen Herrn von Salbach verlobt werden soll.“

„Das soll sie, mein Herr; das soll sie.“

„Nun also. Sie ereifern sich um nichts, denn ich glaube ganz dasselbe. Es freut mich außerordentlich und ich verspreche mir einen köstlichen Spaß davon. Wie vielmehr muß dies bei Ihnen der Fall sein, der Sie die Hauptperson des kleinen Lustspiels sind. Ach, wenn es doch nur erst morgen wäre.“

„In der That, mein Herr, die schweren Desertweine.“

„Sie meinen, ich wäre betrunken?“ lachte Franz. „Leicht möglich. Vielleicht hat auch die Freude, die Ueberraschung mich um das letzte Restchen meines Verstandes gebracht. Sei dem, wie ihm wolle; ich bin doch wegen Morgen außer mir. Leben Sie wohl, theurer Herr!“

„Der Mensch ist ein ausgemachter Narr,“ brummte Emil vor sich hin. „Ich will mich aber nach Hause begeben, denn hier wird es unausstehlig langweilig. Bin ich erst verheirathet, geht es am Tage nach der Hochzeit in die Residenz, denn in diesem langweiligen Neste bleibe ich keine Stunde länger, als ich muß.“

Er eilte in sein Hotel, um die lieblichen Abendstunden auf dem grünen Plan des Billards zu verträumen.

Der nächstfolgende Tag war zum heutigen geworden und die mit großer Hast nur einige Stunden vorher, aber sehr dringend eingeladenen Gäste begaben sich nach dem Hause des Herrn Goldfuß, voll Ungeduld, die Ursache solcher übereilten Einladung kennen zu lernen und das Geheimniß zu erfahren, welches der Hausherr seinen Gästen noch vor dem Beginn der Tafel verkündigen wolle. Manche Muhmen und Basen, manche Cousins und Gevattern wollten zwar in ihrer gediegenen Weisheit der Sache auf den Grund gekommen sein und sagten mit aufgeworfenen Lippen in der Sprechweise des Hamlets: „Wenn wir wollten, so könnten wir!" Oder sie flüsterten sich ihre Vermuthungen zu, versteht sich, unter dem Siegel des unbedingten Schweigens; ein Siegel, das aber wenig Haltbarkeit hatte, denn kurz darauf hallte das eben Gesagte, unter gleicher Zusage, an dem andern Ende der Straße wieder. Unter diesen Umständen, wo trotz des hellen Sonnenscheins, Alles ein wüstes Chaos blieb, konnte man nichts anderes thun, als ruhig das Bevorstehende abwarten und eilte deshalb mit nicht geringer Ungeduld dem Hause des Festgebers zu.

Jetzt waren die Gäste, sämmtlich im vollsten Putz, versammelt und flüsterten und zischelten miteinander, die ausgesuchten Erfrichungen nicht verschmähend, die im Ueberfluß herum gereicht wurden. Nach einer Pause erschien dann Herr Amandus Goldfuß mit einer nagelneuen Perrücke, seine Frau und Tochter gravitätisch führend, die Anwesenden mit huldvollen Worten und mit der Miene eines Protectors begrüßend, eine Angewohnheit, die mit großer Sorgfalt, allen denen geläufig wer-

den soll, die sich eines gesegneten Eigenthums zu erfreuen haben.

Fast zu gleicher Zeit trat Emil von Salbach von der einen Seite mit seinem Comödien-Onkel, wie er ihn nannte, festlich gekleidet, ein und auch Franz wurde unter den Gästen bemerkt, ohne daß man darauf geachtet hatte, wie er hereingekommen sei und leise fragend, was ein Comptoir-Diener in einer so erlesenen Gesellschaft zu suchen habe. Noch höher stieg aber das Erstaunen, als Goldfuß jetzt von der Gegenwart seines Dieners Notiz nahm und ihm freundlich zunickte.

Endlich war der große Moment gekommen. Der Hausherr räusperte sich, trat in die Mitte des Kreises und sprach die gewichtigen Worte:

„Die verehrte Gesellschaft wird neugierig sein, weshalb ich Sie so gewissermaßen Hals über Kopf zu mir eingeladen habe? Man erfahre, daß es sich um die Verlobung meiner Tochter handelt.“

Ein lautes Glückwünschen und Fußscharren erhob sich. Aus dem allgemeinen Chaos der Redensarten wurden nur einzelne Töne und Worte vernehmbar.

„Oho!“ sagte überrascht ein junger Student, der selbst einige Hoffnung genährt hatte und eine ältliche Mamsell in seiner Nähe seufzte: „Wie unendlich rührend!“ Mehrere aber riefen kecken Muthes: „Mit wem? Mit wem?“

Da trat der alte Herr von Salbach, oder vielmehr dessen Stellvertreter vor und sagte:

„Mit meinem Neffen, wenn Sie es gefälligst gestatten wollen.“

Es erfolgten hierauf neue Ausrufe des Staunens, der Bewunderung und des Neides. Emil ward von Glückwünschenden umdrängt und war nicht wenig erfreut, endlich das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben. Er sammelte schon in Gedanken alle seine Gläubiger um sich, schrieb im Geist auf ihre Rechnungen vidi und schickte sie zum Schwiegervater. Er war so erfüllt vom steten Empfangen, daß er an nichts Anderes dachte, und sehr erstaunt war, als er erfuhr, daß er auch geben solle.

Der Comödien-Onkel trat wieder vor und sagte:

„Wollen Sie mir nicht gestatten, für meinen Neffen das Wort zu nehmen? Er ist zu blöde und schüchtern.“

Die Andichtungen dieser Eigenschaften, welche Emil durchaus fremd waren, setzten ihn in nicht geringes Erstaunen. Er fürchtete, daß es schlimm für ihn ausschlagen könne, einen Redner für sich eintreten zu lassen und rief deshalb:

„Erlauben Sie!“

„Erlaube vielmehr Du, mein lieber Neffe,“ fuhr Jener mit großer Ruhe fort, „daß nichts geschieht, was gegen die Würde des Festes streitet. Mein Neffe wünscht nämlich seiner Braut ein kleines Geschenk zu überreichen, und hat mich gebeten, in dieser Angelegenheit sein Geschäftsträger zu sein. Gestatten Sie, schöne Elisabeth, daß ich Ihnen dies Kästchen überreichen darf und der Dolmetscher der Gefühle meines Neffen bin.“

Er hatte den Deckel des Kästchens zurückgeschlagen und ein Diamantschmuck blitzte der Braut entgegen. Sie

streckte zögernd die Hand darnach aus. Die zunächst Stehenden, welche den Schmuck zu sehen vermochten, äußerten ihre Verwunderung unverholen und gestanden, nie etwas so Schönes gesehen zu haben. Emil, der sich auch neugierig hinzu drängte, sagte erstaunt vor sich hin:

„Ein Meisterstück aus Lonado's Werkstatt und ein Paar tausend Thaler werth. Wo mag der Kerl das her haben?"

Der Comödien-Onkel, die Gedanken Emils errathend, breitete die Arme aus und sagte mit bewegter Stimme:

„Bester Emil! Komm an das Herz Deines innig bewegten Onkels."

Emil mußte wohl oder übel, gute Miene zum bösen Spiele machen und in die ausgebreiteten Arme des Pseudo-Onkels sinken. Statt aber, wie in solchen Fällen üblich, ihm die Wange zu küssen, flüsterte er ihm zu:

„Satanskerl, was haben Sie gemacht?"

„Ich that, was Sie hätten thun sollen," entgegnete Jener, „und Ihnen zugleich bewiesen, daß ich noch mehr Credit habe, als Sie, denn Sie hätten den Schmuck im Leben nicht geborgt erhalten. Hier ist übrigens die Rechnung."

Er steckte Emil ein zusammen gefaltetes Papier in die Hand. Die fernhin Stehenden waren vor Bewunderung und Erstaunen, auch wohl vor Neid außer sich, denn Keiner vermuthete etwas Anderes, als daß dies Papier eine Notariatsakte sei, wodurch der Onkel dem Neffen einen Theil seines enormen Vermögens abtrete.

„Was der Kerl für ein Glück hat!" seufzte ein blaß-

wangiger Referendar, für den es die höchste Zeit war, an des dritten Examens Bedeutung zu denken.

Der Pseudo-Onkel hatte während dessen den Neffen aus seinen Armen entlassen und wandte sich zu Goldfuß:

„Mein lieber Freund, ich wäre unmaßgeblich der Meinung, Sie ließen die jungen Leute und die Gesellschaft nicht länger warten. Man sehnt sich darnach, zu Tische zu gehen und die Gesundheit des jungen Brautpaares zu trinken.“

„Sei es so!“ sagte der alte Goldfuß, indem er die Hand seiner Tochter ergriff und Emil that einen mächtigen Schritt vorwärts, um an die Seite des Schwiegervaters zu gelangen, aber rasch ergriff ihn sein Pseudo-Onkel am Arm und sagte:

„Stehen geblieben, Patron!“

Emil sträubte sich aus Leibeskräften und rief mit gedämpfter Stimme:

„Herr, das ist Ihr Letztes! Ich erdroßle, ich erwürge Sie.“

Ihres Gefallens!“ entgegnete Jener, Emils Hand fahren lassend, und dieser wollte nun schnell die Stelle einnehmen, die ihm gebührte, aber lebhaftes Erstaunen fesselte seinen Fuß, und mit weit aufgesperrtem Munde sah er, was er nie zu sehen geglaubt hatte.

Es hatte sich zusammen gefunden, was zusammen gehörte. Neben der schönen Elisabeth stand Franz und Papa Goldfuß sagte:

„So erkläre ich denn, daß meine Tochter Elisabeth, Rebecca Goldfuß und Herr Franz von Salbach in aller

Form mit einander verlobt sind. Wechselt die Ringe meine Kinder, und umarmt Euch; dann aber umarmt mich, Eure Mutter und später den Onkel da! So ist die ganze Ceremonie erfüllt."

„Wie gefällt Ihnen die Scene, mein Herr Neffe?" fragte der Onkel den noch immer versteinerten Emil. „Fangen Sie endlich an zu begreifen, daß das Sprichwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein," sich auch bei Ihnen bewährt? Ha! Ha! Ha! Armer Schelm, der Du einen Comödien-Onkel suchtest und den rechten fandest. Hättest Du mich früher kennen zu lernen getrachtet, wäre Dir dieser Unfall nicht passirt. Die Goldschmieds-Rechnung ist übrigens quittirt. Jetzt aber lasse gefälligst das saure Gesicht fahren, gratulire den Vetter und seiner schönen Braut, thue überhaupt, wenn Du meinem Rathe folgen willst, als hättest Du um Alles gewußt und meine Anordnungen gebilligt, denn sonst blamirst Du Dich und wirst ausgelacht.

Emil begriff, daß dies der einzige Ausweg sei, sich mit Ehren aus der Affaire zu ziehen und ging mit süßsaurer Miene an die Ausübung des schweren Geschäftes. Als aber Alle lustig durcheinander tobten und jubelten, zag er seinen Onkel beiseite und fragte mit höchst betrübter Miene:

„Und was wird aus mir, den Geprellten?"

„Du hast Deine tausend Thaler," entgegnete der Onkel. „Während Du sie verzehrst, hast Du Zeit, nachzudenken, ob Du zu mir auf's Land ziehen und dort lernen willst, nützlich zu sein. Anderen Falls überlasse ich Dich

Deinem Schicksal. Wähle nach Bequemlichkeit. Jetzt aber haben wir keine Zeit mehr, denn ich höre einen Ruf, der auch uns an unsere Pflicht mahnt."

Und heller klangen in diesem Augenblicke im Saale die Gläser zusammen und lautjubelnd riefen Alle:

„Hoch leben Braut und Bräutigam!"



Inhalt.

Seite.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.



